

H. lit. p.

61. 02.

H. lit. P.

61 of

Bock

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benutzbar

13.12.89

<36632003750013

<36632003750013

Bayer. Staatsbibliothek

Aus einer

I.

kleinen Universitätsstadt.

Kulturgeschichtliche Bilder

von

Alfred Bock.

Inhalt:

Goethe und
Professor Hoepfner in Giessen.

Klinger auf der Universität.

Börne als Giessener Student.

Goethe und Professor Wilbrand.

Fichte, Schleiermacher und Professor
Schmidt in Giessen.

Blücher in Giessen.

Karl Vogt
im Jahre 1848.

Verlag von Emil Roth in Giessen.



(1897)

Preis Mk. 1.50, gebunden Mk. 2.—.

157/1.94

958

ΣΙ ΙΣ

—> Verlag von Emil Roth in Gießen. <—

Gutenberg.

Sein Leben,
sein Werk, sein Ruhm.

Zur Erinnerung an die
500 jährige Geburt des Erfinders der
Buchdruckerkunst

für weitere Kreise dargestellt
von

Alfred Börckel,

Bibliothekar an der Mainzer Stadtbibliothek.

Mit 34 Abbildungen und Titelbild.

Lex.-8^o-Format. Zweifarb. Druck. Geb. in Prachtband Mk. 4.50.

Mit dem Herannahen der Feier des Tages, an welchem Gutenberg vor einem halben Jahrtausend geboren wurde, bieten Verfasser und Verleger in dem vorstehend angezeigten Werke eine

Jubiläumsgabe

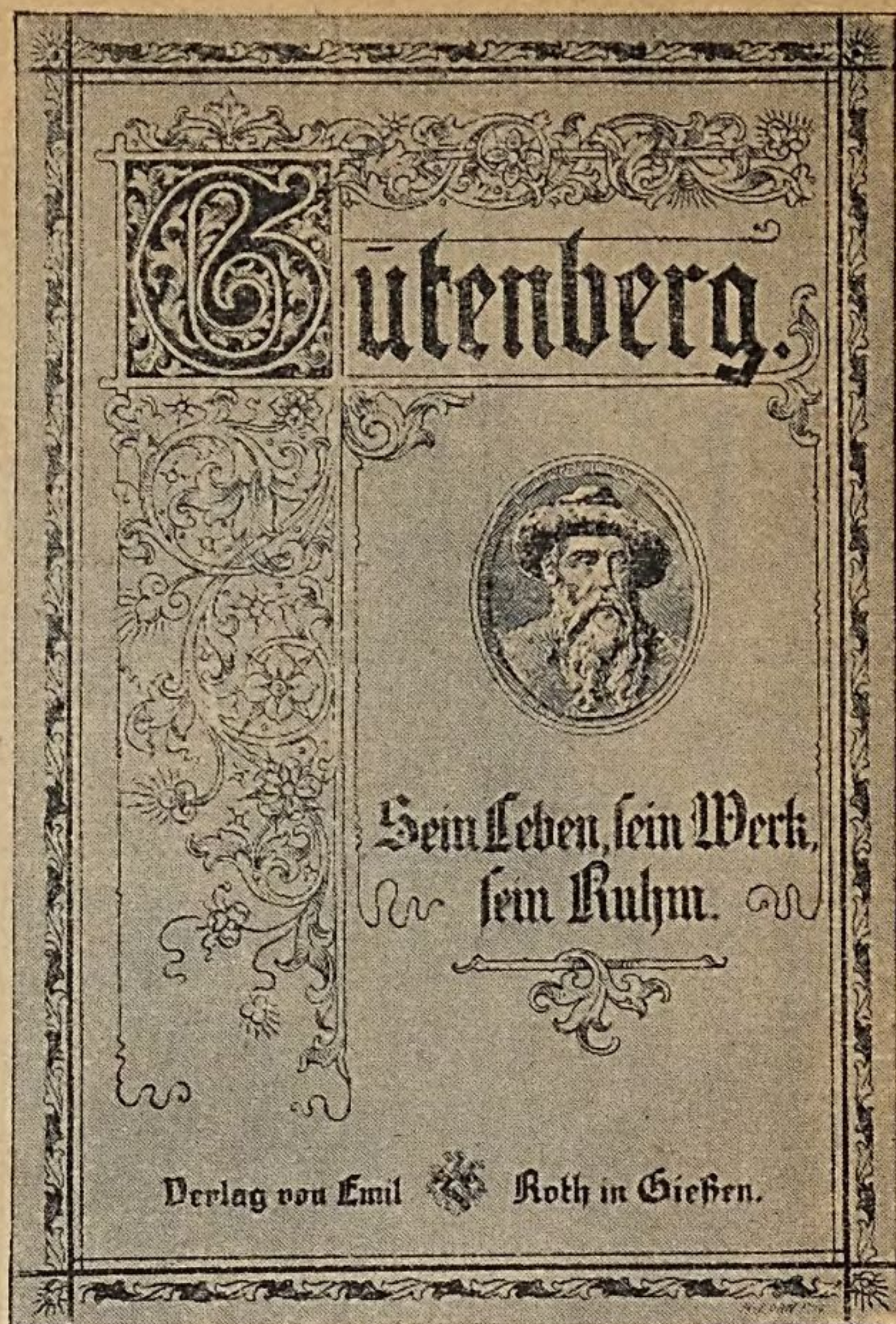
in stilgerechter Ausstattung. In derselben werden dem deutschen Volke durch Wort und Schrift die Lebensumstände des unsterblichen Meisters in fesselnder Weise vorgeführt. Es wird ferner gezeigt, wie die aus dunklen Anfängen hervorgegangene „göttliche Kunst“ Gutenbergs sich zu immer lichterer Gestaltung entwickelte und das Mittel bot, dem menschlichen Wissen eine neue Welt zu eröffnen, der freien Forschung eine Gasse zu brechen.

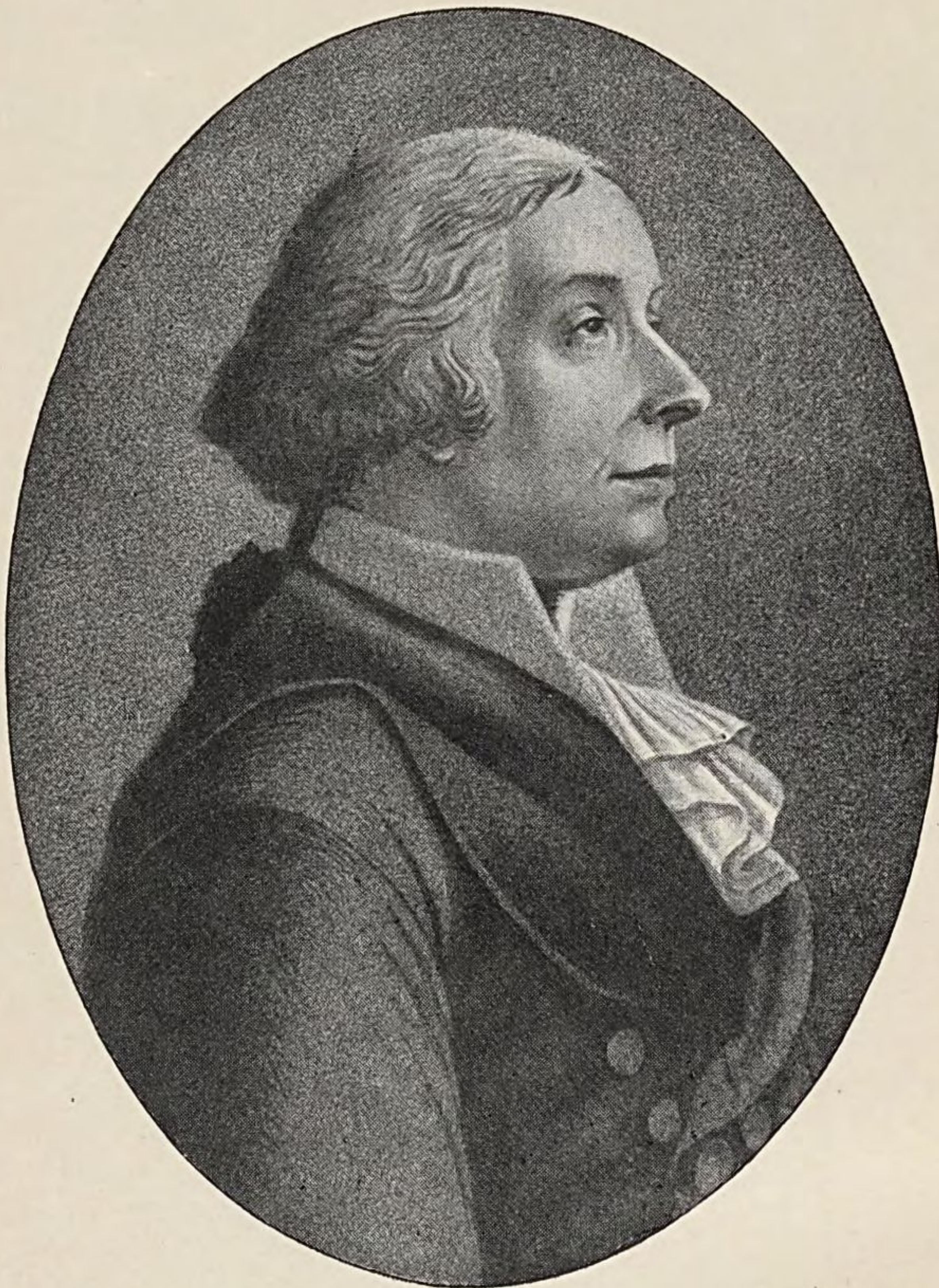
In einer auf Urkunden beruhenden Darstellung wird in der Jubiläumsschrift an der Hand vorzüglicher Abbildungen Gutenbergs Kunst in ihren Anfängen und im Fortgang anschaulich dargestellt und von hochinteressantem Text begleitet.

Der erstaunlich billige Preis soll die Möglichkeit bieten, „Gutenberg“, sein Leben, sein Werk, sein Ruhm dem deutschen Volke zum Gemeingut zu machen und die Anschaffung des Werkes jedermann zu ermöglichen.

Giessen.

Emil Roth, Verlagsbuchhandlung.





Professor Dr. Ludw. Julius Friedr. Hoepfner

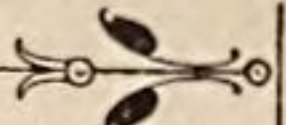
geb. 3. November 1743, gest. 3. April 1797.

Aus einer
kleinen Universitätsstadt.

Kulturgeschichtliche Bilder

von

Alfred Bock.

— | —  | **I.** |  | —

Verlag von Emil  Roth in Giessen.

1896.



Geleitwort.

Die Geschichte der deutschen Universitätsstädte hat in grösseren und kleineren Publikationen eine stattliche Literatur gezeitigt. Dabei fällt auf, dass Giessen, die hessische Landesuniversität, eine wahrhaft stiefmütterliche Behandlung erfährt. Und wahrlich ganz mit Unrecht! Erlauchte Geister haben in dem gastlichen Städtchen an der Lahn Einkehr gehalten und sind mit nachhaltigen Eindrücken von da geschieden. Der Grösste von Allen, Goethe, wurde in drangvoller Jugendzeit durch den Ideenaustausch mit dem feingeistigen Hoepfner merklich gefördert, wiederum war es ein Giessener Professor, der den naturwissenschaftlichen Bemühungen des Dichters Verständnis und liebevolle Teilnahme entgegenbrachte. Als Fichte, des Atheismus angeklagt, seine Professur in Jena verlor, fand ein Giessener Theologe den Mut, für den verketzten Philosophen einzutreten.

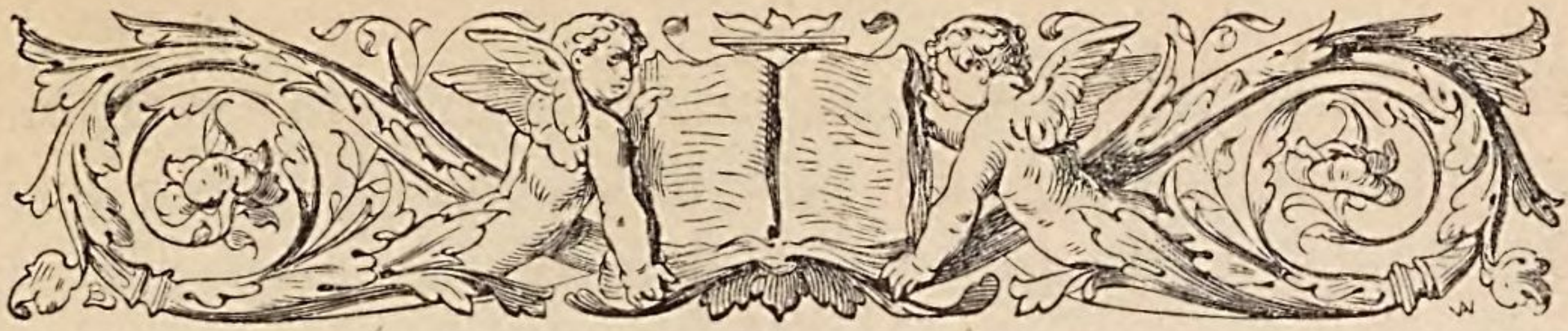
Das heilige Feuer literarischer Genialität war verglommen, die Politik zwang die Geisteskräfte der emporstrebenden Nation in ihren Dienst. Auch in

dieser bedeutsamen politischen Epoche sehen wir die kleine Universitätsstadt von den Ereignissen des Jahres 1813 lebhaft bewegt und in den Tagen des Völkerfrühlings 1848 selbständig wirksam.

So lockt an der Hand eines reichen Materials der Versuch, den Anteil Giessens an der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geisteslebens zu kennzeichnen. Die hier gesammelten Aufsätze sind teilweise bereits früher in der Frankfurter Zeitung, der deutschen Revue und der Beilage zur Allgemeinen Zeitung veröffentlicht worden. Diesem ersten Bändchen soll demnächst ein zweites folgen.

Giessen, im November 1896.

Alfred Bock.



Goethe und Professor Hoepfner in Giessen.

m 18. August 1772, in der Frühe eines heiteren Sommertages, wanderte Goethe von Wetzlar über Garbenheim und Atzbach lahnaufwärts nach Giessen. Zwei Tage vorher hatte Lotte Buff, durch sein stürmisches Liebeswerben beunruhigt, das entscheidende Wort zu ihm gesprochen. „Am 16.“, meldet Kestners Tagebuch, „bekam Goethe von Lottchen gepredigt, sie deklarirte ihm, dass er nichts als Freundschaft hoffen dürfe; er ward blass und sehr niedergeschlagen.“ Der unglückliche Liebhaber eilt blutenden Herzens hinweg, aber seine elastische Natur gewinnt schnell den Sieg über den nagenden Schmerz und vor den Thoren der benachbarten Universitätsstadt beschliesst er in Anwendung einer tollen Laune, sich dem Professor Hoepfner als fahrender Bettelstudent vorzustellen. Ueber das erste Zusammentreffen Goethes mit Hoepfner existierten seither zwei Versionen: Goethes Bericht in „Dichtung und Wahrheit“ und Hoepfners Erzählung bei Karl Wagner in den Merck-Briefen. Eine dritte Version ist uns durch Obersteuerrath Hallwachs in Darmstadt überkommen, der aus dem Munde der Gattin Hoepfners den Vorfall folgendermassen schildern hörte: „Eines

Tages meldete sich ein junger Mann in vernachlässigter Kleidung und mit linkischer Haltung zum Besuche bei Hoepfner mit dem Vorbringen an, er habe dringend mit dem Herrn Professor etwas zu sprechen. Hoepfner, obgleich damit beschäftigt, sich zum Gang in eine Vorlesung vorzubereiten, nahm den jungen Mann an. Die ganze Art und Weise, wie sich derselbe beim Eintreten und Platznehmen anstellte, liess Hoepfner vermuthen, dass er es mit einem Studenten zu thun habe, der sich in Geldverlegenheiten befinde. In dieser Absicht wurde Hoepfner dadurch bestärkt, dass der junge Mann damit seine Unterhaltung anfang, in ausführlicher Weise seine Familien- und Lebensverhältnisse zu schildern, und dabei von Zeit zu Zeit durchblicken liess, dass diese nicht die glänzendsten seien. Gedrängt durch die herannahende Kollegstunde entschloss sich der Professor sehr bald, dem jungen Manne ohne weiteres eine Geldunterstützung zufließen zu lassen und damit zugleich der peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen. Kaum gab er jedoch diese Absicht dadurch zu erkennen, dass er nach dem Geldbeutel in seiner Tasche suchte, so wendete der vermeintliche Bettelstudent das Gespräch wissenschaftlichen Fragen zu und entfernte sehr bald den Verdacht, dass er gekommen, um ein Geldgeschenk in Anspruch zu nehmen. Sobald der junge Mann bemerkte, dass der Herr Professor eine andere Ansicht von ihm gewonnen, nahm das Gespräch jedoch die alte Wendung, und die Andeutung des Studenten, dass es schliesslich doch auf das Verlangen nach einer Unterstützung abgesehen sei, wurde immer verständlicher. Nachdem Hoepfner auf diese Weise ein und das andere mal sich in der Lage befunden hatte, dem jungen Manne Geld anzubieten, und dann wieder

davon abstehen zu müssen glaubte, entfernte sich der Student rasch und liess den Herrn Professor voll Zweifel und Vermuthung über diesen rätselhaften Besuch zurück. Als Hoepfner am Abend desselben Tages, doch etwas später wie gewöhnlich in das Lokal trat, wo sich die Professoren der Universität zu versammeln pflegten, fand er daselbst ein vollständiges Durcheinander. Die ganz besonders zahlreiche Gesellschaft war um einen einzigen Tisch herum gruppiert, theils sitzend, theils stehend, ja einige der gelehrten Herren standen auf Stühlen und schauten über die Köpfe ihrer Kollegen in den Kreis der Versammelten hinein, aus dessen Mitte die volle Stimme eines Mannes hervordrang, der mit begeisterter Rede seine Zuhörer bezauberte. Auf Hoepfners Frage, was da vorgehe, wird ihm die Antwort: Goethe aus Wetzlar sei schon seit einer Stunde hier. Die Unterhaltung habe nach und nach sich so gestaltet, dass Goethe fast allein nur spräche und alle verwundert und begeistert ihm zuhörten. Hoepfner, voll Verlangen, den Dichter zu sehen, besteigt einen Stuhl, schaut in den Kreis hinein und erblickt seinen Bettelstudenten zu einem Götterjüngling umgewandelt. Hoepfners Erstaunen lässt sich denken“.

Düntzer lässt den Bericht Wagners ohne weiteres als Thatsache gelten, während Wilhelm Scherer sehr richtig bemerkt, dass sich die Hallwachs'sche Ueberlieferung, augenscheinlich ganz unabhängig von Goethes Erzählung, weil glaubwürdiger, derselben anfüge.

Fast gleichzeitig mit Goethe traf Merck von Darmstadt in Giessen ein. Die Edition der „Frankfurter Gelehrten-Anzeigen“ war beschlossene Sache, und Hoepfner, auf dessen Beistand die Herausgeber rechneten, sagte bereitwillig seine Mitarbeiterschaft

zu. Bei einem lebhaften Austausch von Kenntnissen, Meinungen und Ueberzeugungen lernte Goethe Hoepfner näher kennen und gewann ihn lieb. Er besprach mit ihm mancherlei Gegenstände der Rechtswissenschaft und fand eine sehr natürlich zusammenhängende Aufklärung und Belehrung. Hoepfner ging auf seine Zweifel und Bedenken ein, glich manche Lücken aus, so dass in Goethe der Wunsch entstand, längere Zeit in Giessen zu verweilen. Aber Merck, der sich durch das rohe Treiben der Giessener Studenten abgestossen fühlte, arbeitete diesem Plane mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, entgegen. Die Universität befand sich allerdings in einer fürchterlichen Verfassung. „Alle gute Sitte, Ehrfurcht gegen Lehrer etc. liegt völlig bei unseren Studenten darnieder“ — schreibt Professor Büchner. „Schon seit dem Rectorat des Herrn Professor Schmidt floriren allhier 4—5 Ordres in optima forma. Sogar ist einer dabei, dessen Mitglieder sich Desperatisten nennen. Seit dem Februar dieses Jahres sollen, so wie alle Buben auf der Strasse wissen (nur unser Magnificus will nichts davon wissen) 104 Schlägereien vorgefallen sein. Am verflossenen Mittwoch haben sich auf einen Tag sechzehn geschlagen. Ein Frankfurter Namens S . . . wurde in den Wanst getroffen und als tödlich verwundet von seinen Complicen nach Butzbach transportiert. Zum Schein hat denn endlich der Herr Rektor eine Untersuchung angefangen. Durch die verfluchten Ordensverbindungen sind die Finanzen der Studenten so erschöpft, dass weder Dozent noch sonst irgend jemand einen Heller zu sehen bekommt, und Gott ist mein Zeuge, dass ich fast seit einem Jahr für meine viele Mühe, da ich jetzo täglich fünf Stunden lesen muss, nicht mehr als sechs- unddreissig Gulden Kolleggeld eingenommen habe“.

Auch unter den Dozenten der Universität scheint kein allzu feiner Ton geherrscht zu haben. Der Jurist Koch kündigte seinen Zuhörern eine neue Schrift Senckenbergs mit den Worten an: „Die Giesser Dutten- und Käsekrämer haben wieder neues Papier bekommen; da sind die meditationes, sie sind von Senckenberg“. Hoepfner selbst nennt das Universitätsleben „ein schändliches Ding“. „Alle halb Jahr zu predigen, quid sit justitia, jus scriptum et non scriptum, objecta juris, das wird mir je länger, je unerträglicher. Und ungezogene Buben vor sich zu haben, ihnen kajoliren zu müssen, dazu in der ewigen Kollision mit collegis conjunctissimis zu leben, zumal mit dem gelben Smelfungus, das wird man auch herzlich satt“. Goethe, der mit klarem Blick die Dinge überschaute, konnte es nicht entgehen, dass sich Hoepfner mit seiner empfindsamen, allem Hohen und Edlen zugewandten Seele inmitten dieser turbulenten Gesellschaft völlig isolirt fühlte. Wir begleiten Hoepfners Lebensgang bis zur Ankunft des jungen Dichters. Hoepfner wurde am 3. November 1743 in Giessen geboren. Sein Vater war Professor der Rechte, kein wissenschaftlich hervorragender, aber moralisch hoch stehender Mann. Die Handschriftensammlung der Giessener Universität bewahrt von ihm eine Anzahl Briefe, die er an Professor Ayrmann geschrieben hat. Wir citieren zwei Stellen, die für seinen vortrefflichen Charakter ein beredtes Zeugnis liefern. „Von mir“, schreibt er einmal, „hat man allhier gleichfalls übel raisonnirt, aber ich studire, thue mein Amt und übe mich in Liebung derer, die mich verleumden“. An einer andern Stelle heisst es: „Nach meiner Maxime halte ich unverbrüchlich, dass ich mit meinen Freunden niemals breche, sie mögen thun, was sie wollen; denn gesetzt, mein

Freund thut mir etwas zuwider, so sage ich ihm scherzhaft und mit aller Douceur: Vous n'y pensez pas, mon cher, à quoi bon de me vouloir contrarier, réparez cela une autre fois. Dadurch habe ich mir standhafte Freunde gemacht“. Hoepfners Mutter, eine Tochter des Giessener Professors Wahl, war eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete und geistig bedeutende Frau. In einem Nachruf, der ihr gewidmet ist, lesen wir: „Sie wurde, weil ihr seliger Herr Vater bei ihr eine überaus gute Memorie und Judicium vermerkte, nebst denen häuslichen Arbeiten auch zu denen Studien angehalten, worinnen sie auch so gute profectus gemacht hat, dass sie sowohl in jure civili, in der Lateinischen, Französischen und Griechischen Sprache, als in anderen Wissenschaften so geübt gewesen, dass man sie mit gar gutem Fug unter das gelehrte Frauenzimmer hat rechnen können, wie sie dann auch sonderlich ihren ältesten Herrn Sohn soweit informiert hat, dass er in das hiesige Pädagog und zwar in die erste Klasse gesetzt werden konnte“. Unter dem Einfluss der Eltern gelangten die mannigfachen Anlagen des Sohnes frühzeitig zur Entwicklung. Im dreizehnten Jahre bezog er bereits die Universität, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Nach Beendigung seiner akademischen Studien nahm Hoepfner eine Hofmeisterstelle in Kassel an, 1767 wurde er am dortigen Carolinum als Professor der Rechte angestellt. Aus seinen Personalakten entnehmen wir, dass der Landgraf von Hessen 1771 unter der Hand bei ihm Nachfrage halten liess, ob er geneigt sei, einem Rufe an die Universität Giessen Folge zu leisten. Hoepfner erklärte sich bereit, und der Umstand, dass sich seitens der Giessener Professoren keine einzige Stimme gegen seine Berufung erhob, spricht für das hohe

Ansehen, das der junge Docent schon damals genoss. Er las über Institutionen, Pandekten und Naturrecht. Seinem Vortrag werden Deutlichkeit und Verständlichkeit nachgerühmt, und dass seine Lehrweise höchst anziehend war, bezeugt uns Goethe.

Hoepfner stand im 29. Lebensjahre, als der junge Goethe über seine Schwelle trat. Neben seinen fachwissenschaftlichen Studien beschäftigten ihn die griechischen und römischen Klassiker, er schwärmte wie Goethe für Homer und Ossian, trug mit Thränen der Rührung Klopstocks Messias vor und vertiefte sich in die französische und englische Literatur. Die Bibel, besonders die Evangelien, Psalmen und Propheten wusste er fast auswendig, aber wie Goethe stand er sowohl den Rationalisten als den Pietisten und Dogmatikern fern. Bei so vielfachen Berührungspunkten und gemeinsamen Interessen war der Bund inniger Freundschaft zwischen Goethe und Hoepfner schnell geschlossen. Die eifrige Thätigkeit für die Frankfurter Gelehrten-Anzeigen belebte den Verkehr zwischen Giessen und Frankfurt, hier und dort wurden Besuche gewechselt, und so wenig Dokumente uns darüber erhalten sind, darf man ohne Uebertreibung glauben, dass der Einfluss Hoepfners auf den jungen Goethe weit bedeutender war, als gemeinhin angenommen wird. Hoepfner war seinem ganzen Wesen nach zu einem guten Gesellschafter angelegt und brachte es hierin zur Virtuosität, ja zur künstlerischen Vollendung. Klarheit des Denkens, urteilt Zimmermann, Beweglichkeit des geistreichen Kopfes, Kenntnisse, Witz und Gemütlichkeit fanden sich in ihm zusammen. Wenck, der ihn aus jahrelangem persönlichem Verkehr kannte, schreibt: „Er besass ein äusserst feines und reizbares Nervensystem, das alle Eindrücke annahm, jede Erschütterung treulich

wahrte und fortpflanzte. Es war keine Art des Schönen, des Wahren, kein sanftes harmonisches Gefühl, es fand eine Saite bei ihm, die es anschlagen konnte. Ein lyrisches, aus dem Herzen gegriffenes Lied erhob ihn über sich, Goethes Iphigenie lockte ihm Thränen ab, und selbst bei komischen Gegenständen gingen die Gestalten der Dinge so lebendig an ihm vorüber, dass ein Charakterstück, von ihm deklamirt, die Kunst des Schauspielers nur wenig vermissen liess“. Jedenfalls waren in der Eigenart seiner Erscheinung alle Qualitäten vereinigt, den jungen Goethe zu fesseln.

Die zwei ersten Jahrgänge der Frankfurter Gelehrten-Anzeigen geben nach Goethes Bericht ein wundersames Zeugnis, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. „Der Zeitsinn liess diese Männer nach einem Sinne wirken. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer missbrauchen. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar“. Hoepfner, im Grunde seines Wesens selbst Stürmer und Dränger, war mit Leib und Seele dabei, ein solches Unternehmen zu unterstützen. „Es freut mich“, schreibt er am 18. Februar 1773 an Nicolai, „dass Sie mich in den Frankfurter Zeitungen erkannt haben. Freilich habe ich fast alle juristischen Rezensionen darin gemacht. Dass Herder die Hand auch mit im Spiele gehabt hat, war wohl sehr sichtbar. Die anderen Rezensenten waren Merck, Goethe und Schlosser“. Und am 11. September 1773: „Goetz von Berlichingen haben Sie doch schon gelesen? Ich

wünschte, dass sie den Verfasser persönlich kennten, ein Mensch, der bei seinem wahren Genius der beste, gutherzigste, lebenswürdigste Sterbliche ist. Auf seine und Mercks Freundschaft bin ich sehr stolz“.

Das Goethejahrbuch vom Jahre 1887 veröffentlicht zum erstenmale zwei interessante Briefe des jungen Goethe an Hoepfner. Der erste, am 7. April 1773 geschrieben, lautet :

„Ich danke Ihnen lieber Hoepfner für die Gestellgen Die Freude, die ich an den Köpfen habe, wird jetzo ganz, da Sie auf meinem Tisch ebenso stehn als auf ihrem Pult, da ich das erstemal hineintrat. Glauben Sie, dass mir Ihre Güte und Liebe unvergesslich ist. Merck ist gestern hier durch; es thut mir weh, ihn so lang zu missen. Unsere Herren Erfurter hätten wohl Zeit gehabt, und auf Ostern hätten Sie kommen sollen; es war eine wunderbare zusammentreffung der Gestirne, ob Sie sich ganz behagt hätten, weiss ich nicht, wenigstens waren wir alle nicht wie wir sollten. So viel Planeten in einem Zeichen thun nicht gut, und kommt dann noch ein Gegenschein dazu, so weiss kein Mensch vor böser Witterung, wo er den Kopf hinthun soll. Ihren Spinoza hat mir M. geben. Ich darf ihn doch ein wenig behalten? Ich will nur sehn, wie weit ich dem Menschen in seinen Schachten und Erdgängen nachkomme. Sie wissen doch, dass Herder noch in Darmstadt und an unsere Flachsland verheurathet ist. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner in liebe.

Am 7. April 1773.

Goethe“.

Aus diesem Briefe erhellt die merkwürdige Thatsache, dass Goethe Spinoza, dessen Philosophie seiner

ganzen Weltanschauung die Direktive gab, durch Mercks Vermittlung zuerst von Hoepfner empfang. Im persönlichen Verkehr haben die Freunde unzweifelhaft ihre Gedanken über den grossen Philosophen ausgetauscht. Indem sich Hoepfner der kritischen Richtung seines Zeitalters näherte, nahm er die Stelle zwischen positivem Glauben und der Freiheit der Prüfung ein. Sein vertrauter Freund Wenck drückt sich darüber etwas unbestimmt aus: „Die Religionsbegeisterung seiner jüngeren Jahre wirkte, wiewohl von kälterer Prüfung geleitet, noch auf die späteren fort. Er entzog sich den öffentlichen Uebungen des Gottesdienstes nicht, schloss auch praktische, vorzüglich gut geschriebene Bücher von seiner Lektüre nicht aus. Das Schnitzeln und Mustern an eingeführten Religionsbegriffen konnte er nicht leiden, am wenigsten an Geistlichen; doch ward er in späteren Jahren gegen prüfende, echte Aufklärung immer toleranter; nur musste sie nicht lärmern und Sturm laufen. Erst in den letzten Zeiten, nachdem der Untersuchungsgeist so laut geworden, sprach er in vertrauten Zirkeln wohl selbst von solchen Gegenständen freier, doch insgesamt nur problematisch und hatte dabei wie jeder denkende Mensch seine Philosophemata, die er aber auch für weiter nichts ausgab. So sah er noch jüngst für weise, sehr weise an, was Sokrates meinte, dass wir nach dem Tode entweder nicht sind, oder dass es uns wohl ist; eine Fortdauer, die nur der Strafe Raum schaffen soll, wusste er in seinem Ideengang nicht unterzubringen“.

Goethe beschreibt uns in „Dichtung und Wahrheit“ den tiefen Eindruck, den die Lektüre Spinozas damals bei ihm hinterliess. Er fand eine Beruhigung seiner Leidenschaften, eine grosse freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt schien sich vor ihm

aufzuthun. Die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete, fesselte ihn ganz besonders, und jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muss nicht verlangen, dass Gott ihn wieder liebe“, mit allen Voraussetzungen und Konsequenzen, die daraus entspringen, erfüllte sein ganzes Nachdenken. Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit seinem aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel seiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise und jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte ihn zu Spinozas leidenschaftlichem Schüler und zu seinem entschiedensten Verehrer.

Der zweite Brief, den Goethe im April 1774 an Hoepfner richtete, hat folgenden Wortlaut:

„Lieber Hoepfner, da schick ich euch einen Frankfurter, der ein braver Mensch ist, wie ihr ihm ansehn müsst. Er ist eures Beistandes werth, und er bedarf sein. Jura will er studiren, ich bitte euch, macht, dass er Geschmack daran findt. Er hat viel Fleiss, viel Talente und eine gute Seele, seine häuslichen Umstände sind nicht die besten. Sprecht ihm Muth und Trost zu und — ich kenn euch und hab schon zuviel gesagt.

Eurem Weiblein ists doch wohl an eurer Seite und Euch? Merck ist fort. Ich treib ein unruhiges Leben und vergesse meine Freunde nicht. Ich dachte diese Messe als Autor dem geehrten Publico einen abermaligen Reverenz zu machen, ist aber in Brunne gefallen. Lebt wohl, und grüsst eure Liebe herzlichst.

Goethe.“

Der junge Mann, den Goethe an Hoepfner empfahl, war Klinger, der Sturm- und Drang-Poet. Goethe

gibt uns in „Dichtung und Wahrheit“ eine eingehende Charakteristik des jungen Klinger. Sein vorteilhaftes Aeussere, seine reine Gemütlichkeit, sein entschiedener Charakter führten ihn so günstig bei Hoepfner ein, dass dieser sich kurz entschloss, ihn ganz in seine Familie aufzunehmen.

Die Schrift, mit der Goethe in der Ostermesse 1774 vor das Publikum treten wollte, war „das Fastnachtsspiel vom Pater Brey.“

Hoepfner hatte sich am 18. Oktober 1773 mit Marianne Thom, einer Tochter des Kriegszahlmeisters Thom in Giessen, vermählt. Zimmermann sagt, sie war eine anmutige Blondine, ein schönes, stilles, verschlossenes Gemüt, in dem sich liebevolle, innige Weiblichkeit, Frömmigkeit und Willenskraft zusammenfanden. Bei aller Zurückhaltung im Ausdruck ihrer Gefühle war sie der innigsten Freundschaft fähig und bei grosser Selbstbeherrschung im Urteile über die Fehler ihres Nächsten milde. Auch in ihrer Liebe zur Dichtkunst erkennen wir Hoepfners ebenbürtige Gefährtin. Goethe wusste die seltenen Gaben der lebenswürdigen Frau zu schätzen und nahm an dem häuslichen Glück des Freundes teil.

Die nächsten Jahre sehen wir Goethe und Hoepfner in herzlichem Einvernehmen und inniger Freundschaft sich nähern. Der junge Dichter teilt dem Giessener Professor seine Produktionen mit, ja dieser bietet Nicolai in Berlin die Satire: „Götter, Helden und Wieland“ — allerdings ohne Erfolg — zum Verlage an. Aber 1775 tritt plötzlich ein Umschwung ein. In dem Kampf, der zwischen Goethe und Nicolai entbrennt, ergreift Hoepfner im Gegensatz zu Merck, der unentwegt an Goethes Seite steht, für den Berliner Rationalisten Partei. Nicolai hatte 1775 unter dem Titel: „Freuden des jungen Werthers,

Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Vorn und zuletzt ein Gespräch“ eine Satire auf Goethes Roman veröffentlicht. Obwohl Goethe in späteren Jahren mit klassischer Ruhe auf die Fehde mit Nicolai zurückblickte, war ihm das Pasquill bei seinem Erscheinen recht unangenehm. Das beweist uns sein Brief vom 6. März an die Gräfin Auguste von Stolberg, worin es heisst: „Ich bin das Ausgraben und Seziren meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, find' ich das Berliner Hundezeug; der eine schilt darauf, der andere lobt's, der dritte sagt, es gehe doch an; und so hetzt mich einer wie der andere“. Nicolai schrieb am 13. April an Hoepfner: „Wie hat der Mann die Freuden so übel nehmen können? Habe ich seinem grossen Talent als Schriftsteller nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen? Darf ich meine Meinung nicht über eine wichtige moralische Frage sagen? Oder ist das Wohl der Gesellschaft gar nichts werth? Und da Herr Goethe sich Alles, auch mit der grössten Unanständigkeit gegen Andre erlaubt, darf ein Andrer seine Werke gar nicht beurteilen? Wer das Faustrecht einführen will, sollte wohl überlegen, dass darin nicht allein Ausschlagen, sondern auch Wiederschlagen gilt. Ich bedaure die Leute herzlich, die soviel von Kraft und Selbstständigkeit plaudern und bei dem geringsten Widerspruche aus der Haut fahren wollen“. Hoepfner antwortet am 2. Mai: „Ihre Freuden und Leiden haben Goethe deswegen geärgert, weil er bekanntlich selbst Held des Romans ist, das Erschiessen angenommen und Lotte seine Heilige war. Und nun bedenken Sie das Schiessen mit Blutblasen, wo er doch wirklich der Narr in der Geschichte ist, die Krankheit der Lotte und andere Dinge mehr. Die konnte er natürlicher Weise nicht gut vertragen“.

Die zunehmende Gereiztheit Hoepfners gegen Goethe zu erklären, fehlt uns jeder Anhalt. An der Hand seiner mit Nicolai gepflogenen Korrespondenz gewahren wir, dass seine Erbitterung kein Mass kannte, und dass er sich bei seinem leicht erregbaren Temperament zu den gehässigsten Aeusserungen fort-reissen liess. „Neulich“, berichtet er am 12. August 1775 an Nicolai, „war der Dichter Miller*) bei mir, er ist ein hübscher Mensch und hat viel Wärme und ist nicht ganz so intolerant als die übrigen werthen Goethianer, die geradezu alles für Ochsen und Esel erklären, was nicht zu ihrer Schule gehört; oder ihren Helden Goethe nicht anbetet“. Am 6. Januar 1776: „Goethe ist freilich in Weimar. Er ging dahin, wie es hiess, um Wieland todt zu reiten, hatte das hohe Lied Salamonis übersetzt und mitgenommen, um Wieland aufzufordern, ihm die Obscönitäten zu zeigen, die er im Merkur dem Buche vorwirft. Ich höre aber, er verträgt sich ganz gut mit ihm. Die Recension von den Goetheanis in der Bibliothek, die Ew. Herrlichkeit selbst gemacht haben, ist sehr gut“. Endlich am 24. April 1776: „Unerträglich ist mirs oft zu hören, wie die Leutchen aus der Goetheschen Schule von sich und anderen urtheilen. Goethe, Lenz, Kayser sind Halbgötter. Lessing ist nur allein in der Komposition etwas. Sein Faust wird gegen den Goetheschen eine armselige Figur machen. Gessner ist nichts, Rabener ein langweiliger Schwätzer, Ramler ein kalter elender Mensch, Jerusalem und Mendelssohn — stupor vulgi hos fecit philosophos. Nicolai hat gar keinen Verstand. Dass Wieland und Goethe Herzensfreunde sind, wissen Sie ohne Zweifel. Wieland schrieb an Jemanden: Hölle, Tod und Teufel

*) Joh. Martin Miller, der Dichter des „Siegwart“.

sollten ihn nicht scheiden von Goethe. Gut, per nos licet, wünsche gute Continuation“.

Der Animosität Hoepfners gegenüber bewahrte Goethe seinen vollkommenen Gleichmut. Er wusste den hervorragenden Rechtsgelehrten in ihm zu schätzen und suchte ihn 1776 für die Jenaer Universität zu gewinnen.

„Wie angenehm“, schrieb er ihm am 23. Oktober, „sollte es mir sein, wenn unsere so wunderbar angefangene Bekanntschaft Gelegenheit geben sollte, Ew. Wohlgeboren an einen Platz zu versetzen, der Ihrer würdig wäre und an welchem Sie durch Ihre Talente einen ausgebreiteten Nutzen stiften könnten. Ihr Schreiben gibt mir dazu gewisse Hoffnung, indem Sie mir erklären, dass Sie, wenn man Ihnen in der Folge eine Zulage zu der fixen Besoldung verspräche, die Stelle eines Ordinarii zu Jena anzunehmen geneigt seien. Für einen thätigen Mann ist dieser Platz auch so, wie ihn Herr Hellfeld besessen, einträglich, allein ich kann Ihnen auch für die Zukunft eine Zulage von 300 Thalern, welche Sie nach dem Verlauf von fünf bis sechs Jahren erhalten sollen, zusichern. Der Charakter eines Geheimen Justizrathes, wie solchen Herr Hellfeld gehabt, wird Ihnen auch sogleich ertheilt werden können. Keine weitere Ueberredung mag ich nicht anfügen. Es ist ein angenehmer Ort und ein angenehmer und ehrenvoller Posten an und vor sich und besonders bei den gegenwärtigen Gesinnungen unserer Höfe. Haben Sie die Güte, mich auf das Baldigste von Ihrer Entschliessung zu benachrichtigen und seien Sie versichert, dass ich alles, was an mir liegt, beitragen werde, um Ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Der ich mich mit besonderer Hochschätzung unterzeichne

Ew. Wohlgeboren ergebenster Diener Goethe.“

Ungeachtet seiner nichts weniger als freundschaftlichen Gesinnung gegen Goethe, wie sie die Briefe an Nicolai widerspiegeln, nahm Hoepfner keinen Anstand, mit ihm wegen einer Professur in Jena zu unterhandeln. Wenn er Goethe schliesslich ablehnend beschied, geschah es, einmal, weil ihm die akademische Thätigkeit verleidet war, dann weil ihm seine schwankende Gesundheit den Aufenthalt in einer ihm unbekannten Gegend bedenklich erscheinen liess. Auf einer Reise, die ihn 1778 an Weimar vorbei nach Halle und Leipzig führte, scheint er Goethe nicht aufgesucht zu haben. 1781 wurde er an das Oberappellationsgericht nach Darmstadt berufen. Goethe verlor ihn auch dort nicht aus den Augen. „Koch in Giessen“, schrieb er am 16. Juli 1782 an Merck, „hat uns einen Korb gegeben. Schreibe mir doch, was von Gazerten*) und Hoepfner zu halten ist, bald und offen“. Am 28. August: „Hoepfner kann überdies nirgends einen Posten erhalten, wo ihm zeitliche Ehre so wohl schmecken wird, als nach dem Ton, der in unserer Gegend herrscht, ihm werden kann“. Hoepfner blieb trotz aller Konzessionen, die ihm gemacht wurden, seinem engeren Vaterland getreu.

ab In Darmstadt eröffnete sich ihm eine reiche und befriedigende Thätigkeit, die am 2. April 1793 ein plötzlicher Tod unterbrach. Hoepfner nahm als Rechtsgelehrter zu seiner Zeit eine bedeutende Stellung ein. Sein „Naturrecht des einzelnen Menschen, der Gesellschaften und Völker“, ein Werk, das auch Goethe interessirte, wurde noch 1806 zum siebentenmale aufgelegt. Von seinem theoretisch-praktischen Kommentar über die Heineccischen Institutionen be-

*) Professor der Rechte in Giessen.

reitete er noch die sechste Auflage zum Drucke vor. Aus dem Institutionenkommentar lässt sich seine Stellung zur wissenschaftlichen Erkenntnis des römischen Rechts beurteilen. Deurer findet darin noch alle Fehler, die der damaligen gelehrten Jurisprudenz anhängen, aber er erkennt in Hoepfner einen Vorläufer künftiger Zeiten, wie er denn einer der Ersten war, die sich an den berühmten Göttinger Zivilisten Hugo anschlossen. „Hoepfner war ganz der Mann, der besseren Zeit anzugehören, die auf ihn folgte, einer Zeit, wo die Theorie das Recht als ein Produkt des Lebens und für das Leben erforscht, wo die Praxis den Autoritätenglauben aufgegeben und mit der Theorie zur Feststellung und Sichtung des Anwendbaren sich auf das eifrigste vereinigt hat“.

Ein volles halbes Jahrhundert nach seiner ersten Begegnung mit Hoepfner in Giessen, im Sommer 1823, weilte Goethe, von schwerer Krankheit eben genesen, in Marienbad. Eines Tages liess sich eine Verwandte des Goezschen Hauses in Rüdesheim, dem Goethe befreundet war, bei Sr. Excellenz melden. Goethe nahm den Besuch sofort an. Die Unterhaltung bewegte sich in der gewöhnlichsten Sphäre. Die ländliche Erscheinung „in einen Basenmantel eingemummt“, liess Goethe stark zweifeln, ob sie je eine Zeile von ihm gelesen, ja ob sie überhaupt lesen und schreiben könne. „Ach, sage Se mer doch, Ihr Excellenz“, fragte die biedere Frau nach der ersten Begrüssung, „ob Se sich wieder recht gut befinde, ach wie wird sich mein Herr Vetter freie! und viele, Leit werde sich freie! Is es denn wahr, dass Sie sich selbst kurirt habe? Die Leit habe sagt, die Dokter hätte Sie nicht ksund mache könne“. Goethe kam nicht aus dem Lachen über die komische Base, zog sie immer wieder aufs Kanapee und fragte, ob

sie denn heute nicht in Marienbad bleiben wolle. „Ach, nein, Ihr Excellenz, sehe Se, ich reis' mit einem alten Herrn, der hat absolut nicht herkwollt; aber ich habe soviel kbitt, bis ers kthan hatt. — Mer wolle nach Prag, das soll e schöne Stadt sein“. Beim Weggehen sagte die Fremde, sie habe als Geschenk ihres Veters Goez einen Krug Rüdesheimer und einige wertvolle Mineralien im Vorzimmer zurückgelassen. Goethe fand eine Vignette an den Krug mit folgenden Versen geheftet:

„O, fänd' ich doch ein glücklich Wort und Zeichen
Für meines Herzens heißen Dank,
Ich möchte dir den Labebecher reichen,
Gefüllt mit reichem Wundertrank,
Und jeden Balsam in den Becher senken,
Den die Natur erschafft,
Und voll und immer voller dir ihn schenken
Mit Lebensfüll' und Kraft“.

Die Rüdesheimer Bäuerin war aber niemand anders als die Geheimerätin Rehberg*), eine Tochter des Giessener Professors Hoepfner, die sich für den Scherz, den Goethe vor fünfzig Jahren mit ihrem Vater getrieben, revanchieren wollte. Ein Brief von ihr vom 30. November 1823, den Obersteuerrat Hallwachs in beglaubigter Abschrift mitteilt, gibt das vorher angeführte Gespräch mit Goethe wieder und erzählt den Vorgang weiter: „Den Nachmittag hätte ich nun gar zu gern mir meinen Pardon allein geholt und Goethe womöglich in die alte Zeit zurückgeführt, zu meinem Vater und Merck und so weiter, aber Rehberg wollte doch auch sein Theil von ihm haben und blieb „als verwünschter Dritter“ dabei sitzen — ich war nach meiner üblen Gewohnheit auf Reisen halb taub, und so entging mir vieles,

*) Gattin des Geh. Kabinetstats von Rehberg.

was er mit Rehberg über allerlei literarische Gegenstände und über Göttingen sprach. Er hat eine Herausgabe seiner Korrespondenz mit Schiller vor, wovon ihn aber doch noch, wie er sagte, die Furcht abhielte, manchen unter den Lebendigen zu verletzen und Anstoss zu geben, was ihm Rehberg auszureden und ihn zu bewegen suchte, seine Korrespondenz baldmöglichst der Welt zu schenken. Die Geschichte seines Lebens, sagte er, sei geschlossen. Ich brachte ihn doch noch auf Darmstadt und Merck, wobei er ein Wort aussprach, was das ganze Leben Rehbergs bezeichnete und mir mit einem Blitzstrahl den Punkt erleuchtete, um den sich sein ganzes Schicksal gedreht hat! Ach! konnte ich nicht umhin, im stillen zu seufzen, wer das Rehberg vor dreissig Jahren zugerufen hätte! Und wenn er's hätte befolgen können! Aber hier erkannte ich meinen Dichter, an dem ich vor allem den gesunden Menschenverstand bewundert habe, womit er immer den Nagel auf den Kopf trifft. Ueberhaupt ist es nicht möglich, sich etwas Einfacheres, Natürlicheres als sein Gespräch zu denken. Er ist sich seiner inneren Kraft und Vollendung aufs vollkommenste bewusst und lässt sich darum nur so ganz ruhig gehen. Sein Anstand ist vornehm, imposant, ohne eine Spur von Aufgeblasenheit, ohne die Steifheit, deren ihn so manche angeklagt haben. Manchmal geht seine Natürlichkeit in Naivität über, und das steht ihm ganz bezaubernd. Im Laufe des Gesprächs erinnerte ich ihn einmal daran, dass er gesagt habe: ‚Gott segne die Pedanten, da sie soviel Nützliches beschicken‘. ‚Ja‘, sagte er freundlich, ‚das schickt sich wohl für mich, die Partei der Pedanten zu übernehmen, da ich selbst einer bin‘. Wenn man ihm etwas Verbindliches sagt, so zieht sich ein freundliches Lächeln über sein Gesicht, was

ohne Worte zu sagen scheint: ‚Ich danke Dir für Deine gute Absicht‘. Die wenigen gütigen Zeilen, die er mir ins Reisetambuch schrieb, hab’ ich Ihnen, glaub’ ich, schon mitgetheilt. Beim Abschied nahm er noch zwei Steine aus seiner Mineraliensammlung und gab sie mir mit den Worten: ‚Ich muss Ihnen doch auch ein Andenken schenken, da sind ein paar Steine, aber ich nenne sie Ihnen nicht, denn wir haben auch unsere Geheimnisse. Fragen Sie nur den ersten besten Mineralogen danach‘. Auf meine Frage sagte mir Hausmann (Professor der Mineralogie in Göttingen): der eine heiße Pyroxene, der Feuergast, der andere Amphibole, die Zweideutige. Da hatte ich also meine gnädige Strafe. So endete mein liebes, glückliches Abenteuer . . .“

Ein seltsames Zusammentreffen, dass Hoepfners Tochter mit ihrem lustigen Einfall den Dichtergreis noch einmal an die Tage des Sturms und Drangs gemahnen sollte, die weit in nebelhafte Ferne seinem Blick entrückt waren. Und wie ihn die Gegenwart der geistreichen Frau erfrischte und all seine Lebenswürdigkeit wachrief, so musste vor seinem geistigen Auge das Bild des Jugendfreundes Hoepfner wieder erstehen, der seine ersten Geistesthaten mit seiner Teilnahme und seinem Beifall begleitet hatte.





Klinger auf der Universität.

—♦—

Im Frühling 1774 hielt Friedrich Maximilian Klinger, von Frankfurt kommend, seinen Einzug in die Universitätsstadt Giessen, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Sein Reisegepäck war federleicht, aber stolz erhobenen Hauptes brachte er eine Menge dramatischer Pläne mit, die sich bald zur ersten künstlerischen That klären sollten. Eine kleine Geldsumme, die die Mutter in Frankfurt mit ihrer Hände Arbeit in saurem Schweiss für den Sohn zusammengespart, war dazu bestimmt, die Kosten des ersten Universitätssemesters zu bestreiten. Goethe hatte dem Jugendgenossen in einer gutherzigen Wallung seine Fastnachtsspiele mit der Weisung überlassen, das Manuscript in der Stunde der Not an den ersten besten Verleger zu verkaufen und das Honorar dafür einzuheimsen. Ein Geleitbrief, den er Klinger an Professor Hoepfner mitgab, verschaffte dem angehenden Studenten gleich bei seiner Ankunft in Giessen behagliche Unterkunft im Hoepfnerschen Hause und Zutritt in einer der angesehensten und gebildetsten Giessener Familien.

Am 19. April vollzog Klinger seinen Eintrag in die Matrikel der Universität: „Friedericus Maximilianus Klinger Francofurtanus“. Die juristische Fakultät setzte sich aus den Professoren Koch, Gatzert, Jaup und Hoepfner zusammen. Laukhard, der fast gleichzeitig mit Klinger die Giessener Universität bezog, gibt in seinen Memoiren eine Charakteristik der damaligen Dozenten, wobei der Kanzler Koch am schlechtesten wegkommt. Laukhard schildert ihn als einen anmassenden Ignoranten, der die Studenten wie dumme Jungen behandelte und Rektor und Senat terrorisierte. „Der gelehrte Hoepfner“, sagt Laukhard, „war dem Herrn Kanzler ein Dorn im Auge, er verfolgte ihn mit seinem Hass, und um seinen Chikanen zu entgehen, entschloss sich Hoepfner die akademische Laufbahn zu quittiren“. Dieser Behauptung steht freilich die Tatsache gegenüber, dass Koch an Hoepfner nach dessen Abgang von der Universität die zärtlichsten, servilsten Briefe nach Darmstadt schrieb und ihn tausendmal seiner herzlichsten Zuneigung und Freundschaft versicherte. Ohne Zweifel war Koch in der juristischen Welt zu Ansehen und Geltung gekommen, denn man interessierte sich in Weimar für ihn, und Goethe liess ihm mehrmals, an Hellfelds Stelle, eine Professur in Jena anbieten.

Die Stadt Giessen, in der Klinger das akademische Bürgerrecht erworben hatte, stellte sich nach Laukhards Zeugnis als armseliges, elendes Nest dar, in dem keine Strasse, kein Gebäude hervorragte. Ein Regiment Soldaten hatte die Festung zu verteidigen. Die Herren vom Offizierkorps trieben sich ausser Dienst in den Dorfschänken und Kneipen herum und fraternisierten mit Studenten und Philistern. Obwohl die Frequenzziffer der Universität in öffent-

lichen Blättern auf 500 berechnet war, so zählt Laukhard nur 250 Studenten, darunter eine Elite relegierter Jenenser, die in Giessen ihr Heil versuchen wollten. Die akademische Jugend gefiel sich nach Goethes klassischem Zeugnis in der tiefsten Rohheit. Auf öffentlicher Strasse wird „kommersiert“, kein Tag vergeht ohne eine kapitale Schlägerei; sinnlos von Bier und Schnaps betrunken, taumeln die Burschen durch die Stadt und singen ihr Lieblied:

„Wer ist ein rechter Bursch? Der so am Tage schmauset,
Der Nachts herumschwärmt, wetzt,
Der die Philister schwänzt, die Professores prellt,
Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt,
Der stets im Carcer sitzt, einhertritt wie ein Schwein.
Der überall besaut, nur von Blamagen rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er gnug renommirt
Zu seiner höchsten Ehr aus Giessen relegirt.
Das ist ein firmer Bursch: und wer's nicht also macht,
Nicht in den Tag 'nein lebt, nur seinen Zweck betracht,
Ins Saufhaus niemals kommt, nur ins Kollegium,
Was ist das für ein Kerl? Das ist ein Drasticum!“

Die Lehrstühle der Universität waren zum grossen Teil mit unfähigen Dozenten besetzt, und die Minderzahl tüchtiger Akademiker konnte sich keine Autorität verschaffen. Mit Fug konnte Hoepfner an Boie schreiben: „Stellen Sie sich vor, dass ich an einem Ort lebe, wo kaum zwei Leute von Geschmack sind und kein einziges Divertissement möglich ist, das ich geniessen möchte“.

Inmitten des wüsten Lärms, der die Giessener Luft erfüllte, bewahrte der junge Klinger seinen vollkommenen Gleichmut und mied sorgfältig jede Kollision mit der rüden Studentenhorde, vor deren Exzessen bei Tag und Nacht kein anständiger Mensch sicher war. Im Gefühl seiner Reinheit und inneren moralischen Kraft fühlte er sich, wie er einmal aus-

sprach, mit kühnen und erhabenen Gesinnungen ausgestattet, auf denen er so sicher ruhen konnte, wie die Geister auf ihren Fittigen, wenn sie, im Aether schwebend, die Pracht und Herrlichkeit der Welten anstaunen. Dem Jugendfreund Kayser, der sich und seine Umgebung mit seinem Pessimismus quälte, ruft er im Sommer 1774 von Giessen aus zu: „Geh' in Dich, arbeite musst ja doch immer arbeiten, muss ichs, tausende und der Grösste am meisten“. Und dem Schulkameraden Schumann schreibt er: „Mir ist es heimlich und still wohl Wisse, da ist einem immer am wohlsten, wenn die kalte Vernunft schläft und ich auf Wolken der Phantasie daher reite“. In der That ist es eine ideale, erträumte Welt, in der der junge Poet verklärten Blickes wandelt, die Gestalten seiner dichterischen Eingebung begleiten ihn auf seinen einsamen Wanderungen und unter Hoepfners Augen sehen wir ihn in kraftgenialischem Drange sein erstes Drama „Otto“ vollenden. „Die Poesie“, schreibt er an Kayser, „ist wahrlich eine Wohlthat für mich und grosse Entschädigung, dass ich all das hinschmeissen kann“. „Otto“ war, wie Rieger urteilt, „nach der schöpferisch dramatisirten Historie „Goetz“ die erste Conception einer wirklichen Charaktertragödie im grossen Stile Shakespeares und nach der talentvollen Verkehrtheit Gerstenbergs im „Ugolino“ der erste Versuch, die ganze Gewalt menschlicher Leidenschaft aus herzerschütternden, grossartigen Begebenheiten rückhaltslos ans Ohr des Hörers schlagen zu lassen. Das Stück war kein blosser Nachhall eines Dagewesenen, es war ein Schritt weiter, unvorsichtig und unsicher, aber kühn, neu und in grossem Sinn gethan. Es kündigte sich damit an, dass der Dichter für das deutsche Theater Epoche machen würde: eine Epoche, die bald durch

eine neue grössere überwunden ward, aber die nothwendig für die Fortentwicklung war. Am „Otto“ hat sich Schiller zu den „Räubern“ begeistert“.

In schaffensfreudiger Stimmung hatte Klinger schon gegen Ende seines ersten Semesters mit empfindlichem Geldmangel zu kämpfen. Die Frankfurter Ersparnisse waren aufgezehrt, die Giessener Hauswirte gaben nach Laukhards Bericht nichts auf Pump und von Frankfurt hatte er bei der Armut der Mutter keinen Zuschuss zu erwarten. In dieser peinlichen Lage fasste Klinger den raschen Entschluss, das Manuskript der Goetheschen Fastnachtsspiele zu verkaufen. Hoepfner bot die hilfreiche Hand dazu. Dieser schrieb an Nicolai: „Wollten Sie wohl Possenspiele von Goethe verlegen? Es sind keine persönlichen Satiren darin. Goethes Name ist statt alles Lobes. Ein Freund von Goethe, der bei uns studirt, besitzt das Manuskript als ein Geschenk des Verfassers. Seine Umstände nöthigen ihn, so gut er kann, damit zu wuchern. Schreiben Sie mir also nächstens, ob Sie den Verlag übernehmen wollen und das Äusserste, was Sie für den Bogen in klein 8^o (wie z. B. Lessings Lustspiele) geben können. Das Ganze wird 5—6 Bogen stark“. Als Nicolai nicht sogleich antwortete, liess Hoepfner dem ersten Verlagsangebot ein zweites folgen. „Die Goetheschen Manuskripte wachsen wie ein Schneeball. Ich habe wieder ein kleines Drama und einen Prolog, zusammen 3 Bogen erhalten. Schreiben Sie mir doch mit nächster Post, ob Sie Verleger sein wollen. Der Eigenthümer des Manuskripts, ein guter Kopf, ohne alles Vermögen, muss damit Wucher treiben und kann das Geld nicht lange mehr entbehren“. Nicolai gab abschlägigen Bescheid, dagegen fand sich Weygand in Leipzig, der Verleger des „Werther“, bereit,

die Fastnachtsspiele zu drucken und zu bezahlen. Das Honorar floss in Klingers Tasche.

Klingers äussere Erscheinung war nach Goethes Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“ sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine grosse, schlanke, wohlgebaute Gestalt gegeben, er hielt auf seine Person und trug sich nett. Seine körperlichen Vorzüge hob ein edles Selbstbewusstsein, er besass ein sicheres Auftreten und die Gabe gewandter Rede. Was Wunder, dass er schon in jungen Jahren den Frauen gefährlich ward. In Hoepfners Hause lernte er Albertine v. Grün aus Hachenburg kennen. Die schöne Westerwälderin, eine für die Genieperiode geradezu typische Frauengestalt, wird von leidenschaftlicher Wissbegierde und exaltierter Gefühlschwärmerei verzehrt. Sie kennt sich in der englischen, französischen, italienischen und deutschen Literatur aus, sie huldigt der Malerei, sie treibt Musik und interessiert sich für Mineralogie. Ihre Briefe an Hoepfners Gattin Marianne lesen sich wie die ekstatischen Ergüsse der Bettina und der Günderröde. Merck ist ihr Mentor, Goethe ihr Abgott. Auf die Nachricht von Goethes gefährlicher Erkrankung schreibt sie: „Goethe, guter Goethe! könnte ich Dich doch der Vorsehung abdringen, wenn Du dahin bist. Ich blicke den Himmel mit wehmüthigen Thränen an, stütze mich auf meine zitternde Hand und denke, wenn die Sonne heute noch einmal aus den Wolken hervortritt, so kann es unmöglich sein, dass der grosse Mensch dahin ist. Die Sonne kommt langsam und traurig, doch habe ich sie nie mit schönerer Pracht gesehen, denn mir schien es, sie kam, mich zu trösten. Nie sind heiligere Thränen geweint worden, als ich um ihn weine. Ich habe

ihn mit Ehrfurcht wie meinen weit über mich erhabenen Bruder geliebt“.

Den Reizen der holden Schwärmerin gegenüber blieb Klinger nicht unempfindlich, ihn lockte das Spiel zarter Liebeständelei und es währte nicht lange, so stand Albertinens Herz in vollen Flammen. „Ob ich gleich keine Freundin von der Casuistik bin“, schreibt sie an ihren vertrauten Freund Hoepfner, „so kann ich doch gewiss versichern, dass wenn Du und Klinger in gleicher Lebensgefahr wäret, und ich könnte nur einen von Euch retten: so würde ich gewiss keinen Augenblick anstehen, Dich zu retten und ihn umkommen zu lassen. Aber alsdann würde ich mich ihm auch ohne Bedenken nachstürzen“. Der vorsichtige Klinger hatte gar nicht die Absicht, einen ernsthaften Liebeshandel einzugehen, aber er konnte nicht verhindern, dass der Giessener Klatsch sich der harmlosen Sache bemächtigte. Hoepfner, der mit Recht für den guten Ruf seiner leidenschaftlichen Freundin besorgt war, übernahm die undankbare Mission, ihr klar zu machen, dass sie nichts von Klinger zu erwarten habe, und tief gekränkt, den Stachel im Herzen, zog sich Albertine v. Grün in das einsame Hachenburg zurück. „Nie soll wieder“, schrieb sie, „das Bild eines Mannes die Ruhe Eurer albernsten Freundin stören. Bst, Bst! Flüstert nicht zu laut, damit es Gott Amor nicht hört, der Tausendkünstler könnte sonst noch einmal mir einen falschen Streich spielen“. Während Klinger später, ein unermüdlicher Schmetterling, von Blume zu Blume flatterte, wahrte ihm Albertine lebenslang die Treue. Klopffenden Herzens sah sie ihn Stufe um Stufe emporklimmen, und als er in die unmittelbare Nähe der Kaiserin Katharina von Russland berufen ward, vermag sie eine leichte Regung von Eifersucht nicht

zu unterdrücken. „Was Ihr über den Grafen Potemkin gescherzt habt“, schreibt sie an Hoepfner, „ist meinem dummen Herzen schon ernstlich eingefallen. Es fehlt nicht viel, dass ich eifersüchtig auf Katharinen werde, wenn sie Klinger sieht. O ich wollte, dass er so garstig wie die Nacht würde! Garstig wie die Nacht, hör' ich Sie voll Bewunderung ausrufen, ich glaubte, Du wärest nicht eifersüchtig! Sie haben Recht, Liebster, dass es mein Ernst nicht ist! Doch es ist mein Ernst! Wenn er mich liebte, könnte ich nicht eifersüchtig werden, denn dass er in der ganzen Welt wieder ein Mädchen fände, die die Lücken seines Herzens so alle ausfüllen könnte, davor wäre mir gar nicht bange; so wie ich, so blindlings, so treu, so ewig liebt Niemand mehr Es ist ein Unglück für mich, dass ich mein Herz nicht mehr von ihm losreissen kann, und ein Glück, dass ich ihn so ohne alle Gegenliebe viel eher fortliebe, als dass es mein Stolz litte, auch nur den kleinsten Grad weniger mich geliebt zu wissen, wie ich selbst liebe“. Nachdem sie Giessen verlassen hatte, ging Albertine v. Grün einem langen Siechtum entgegen. Am 12. Mai 1792 starb sie, 42 Jahre alt, an der Schwindsucht. —

Der erste und einzige Kommilitone, an den sich Klinger mit dem ganzen Feuer seiner Krafternatur in hingebendster Freundschaft anschloss, war Ernst Schleiermacher, der nachmalige Cabinetssecretär des Grossherzogs und verdienstvolle Gründer der Darmstädter Kunst- und Naturaliensammlungen. In Schleiermacher fand er den uneigennützigsten Berater, den begeisterten Lobredner seiner Dramen und Hand in Hand mit dem neugewonnenen Freunde gab er das Einsiedler-Leben, zu dem er sich freiwillig verurteilt hatte, auf, um an den Vergnügungen der

akademischen Jugend teilzunehmen. Kayser gesteht er, er sei ein Anderer geworden an Geist und Körper. Er lernt den Degen führen, die Pistole gebrauchen und sprengt hoch zu Ross durch die krummen Gassen der Stadt.

Eine vorübergehende Anregung brachte ein Besuch Klopstocks, der Giessen auf der Rückreise von Karlsruhe passierte. Nachhaltiger war der Eindruck, den Klinger von Miller, dem Verfasser des „Siegwart“ empfing. „Ich sage Dir Schatz“, schreibt er an Kayser, „in Giessen hab ich so herrliche Tage noch nicht gelebt, als mit dem lieben Miller. Wir sind schon länger als acht Tage beisammen, leben wie die Götter“. Und Miller äussert sich über Klinger: „Er ist ein herrlicher Junge von 22 Jahren, gross und schön gebildet. Wir waren den Augenblick vertraut und nannten uns Du, ohne es erst auszumachen. Er ist voll Feuer und Leben wie sein Otto in der Jugend gewesen sein muss Lenz und Goethe sind seine vertrauten Freunde. Geniemässiges hat er freilich viel mit ihnen gemein, aber es lässt sich doch gut mit ihm auskommen, und er lässt allen Gerechtigkeit widerfahren. . . . Wir haben rechte Bruderherzen, selbst unsere Gesichter sollen sich sehr ähnlich sein und sein Bild, das Goethe gemacht hat, könnte man für meines halten. Klinger ist ein göttlicher Mensch, das Herz und den Verstand trifft man kaum in Jahrhunderten beisammen an“. In Giessen gab damals in literarischen Dingen der Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit Christian Heinrich Schmid den Ton an, derselbe „Theorien-Schmid“, den Goethe 1772 an öffentlicher Wirtstafel in Gegenwart der Universitätsprofessoren zerzaust hatte. Bei dem reaktionären Standpunkt, den Schmid einnahm, war ein vertraulicher Gedankenaustausch

mit Klinger unmöglich. Wenn Goethe bemerkt, Schmid habe im Literaturwesen eine sehr untergeordnete, aber doch eine Rolle gespielt, so erklärt das den Besuch, den ihm Klinger und Miller als einer Art Respektperson machten. An diese Visite knüpfte sich eine solenne Kneiperei, bei welcher der Herr Professor der unterliegende Teil war, denn Klinger zeichnet im Hinblick auf dieses Trinkgelage auf: „Schmidten haben wir einmal tüchtig abge-soffen“. Bezeichnend für den literarischen Geschmack der Lahn-Athener war die Reproduktion eines der schlimmsten Pamphlete der Anti-Werther-Literatur im „Giesser Wochenblatt“, „Briefe an eine Freundin über die Leiden des jungen Werthers“. Der Verfasser, ein Gymnasialprofessor Schlettwein, durchschaut „mit einem Blick“ das Höllensystem, das Goethe vor den Augen der entsetzten Menschheit aufbaut: „Gott ist ein Tyrann, die Natur ein Ungeheuer und der Mensch ein Narr, wenn er nicht der ausschweifenden Begierde zu Sinnlichkeiten, die ihn allein gross macht, sich selbst und das Leben seines Nachbars opfert . . . Ist es nicht unverantwortlich, wenn ein Unglücklicher sich ein Geschäft macht, rasende Ausschweifungen mit Zucker zu überziehen und damit seine armen Nebenmenschen zu vergiften. Wahrhaftig diese und keine andere kann die Absicht des Verfassers gewesen sein . . . Die Brust zerriss ich mir nicht, aber die Blätter von einem Buch möchte ich alle zerreißen, wo Tollsinn zum ausserordentlichen grossen Genie gemacht werden will“.

Wetzlar war ein beliebter Ausflugsort der Giesse-ner Studenten. Auch Klinger pilgerte dorthin und fand im Hause des Amtmann Buff freundliche Aufnahme „Hab' eine Wallfahrt mit E. (Ernst Schleier-

macher) nach Wetzlar gethan und bin wieder hier“, schreibt er an Kayser. „Ich wollte, Du hättest das Bild dieser Gegenden mitgenommen und so unter Lottens Vater, Geschwistern und Freunden“. Laukhard erzählt von einer Procession, die im Frühling 1776 nach Jerusalems Grab veranstaltet wurde. Es war ein offener Protest der vereinigten Wetzlarer und Giessener Werther-Gemeinde gegen die Werther-Schmähschriften, die sich wie eine trübe Flut über das Publikum ergossen. In der Stille des Abends traten die empfindsamen Seelen beiderlei Geschlechts zusammen, lasen sich Goethes Roman vor und zogen in elegischer Stimmung auf den Friedhof. Jeglicher trug eine Wachskerze, war schwarz gekleidet und hatte einen schwarzen Flor vor dem Gesicht. Auf dem Friedhof schloss sich um das Grab des Märtyrers ein Kreis. Ein Chorgesang der Ballade „Lotte bei Werthers Grab“ leitete die Ceremonie ein. Darauf trat ein Redner vor, hielt einen Panegyrikus auf den Verblichenen und verherrlichte den Selbstmord aus Liebe. Alles lauscht tief ergriffen, Blumen werden auf das Grab gestreut, und unter Thränen und Seufzern geht die Versammlung auseinander. Der Wetzlarer Magistrat liess sich den mitternächtigen Spuk einmal gefallen, als er sich wiederholte, ward er bei der Strenge des Gesetzes verboten. Und diese geräuschvolle Kundgebung verklingt wie ein schwaches Echo vor dem brausenden Wortschwall, mit dem der junge Klinger den Dichter des „Werther“ feiert und verteidigt. Goethe ist ihm der grösste Mensch, der überhaupt existiert; seine Nähe träufelt Balsam auf alle Wunden; Liebe, Grösse, Demut und Bescheidenheit sind in seinem erhabenen Charakter vereinigt. Wehe dem Unglücklichen, der nicht an seine Weltmission glaubt, wehe dem Arglistigen,

der ihn verlästert: Den Einen steinigt er, den Anderen fordert er vor seine blanke Klinge.

Als Brodstudent war Klinger nach Giessen gekommen. Pflicht und Gewissen mahnten den Sohn der armen Frankfurter Constablers-Wittwe, seine Studien zu absolvieren und rasch Amt und Stellung zu gewinnen. Boie klagte er, das akademische Leben sei ihm verhasst und sehnsüchtig harre er der Stunde der Erlösung. Allmählig vollzieht sich jedoch eine Wandlung in ihm. Zwar besucht er die Vorlesungen und arbeitet mit redlichem Fleiss in seinem Fach, aber nachgerade wächst der Dramatiker dem Juristen über den Kopf und er ventilirt den Gedanken, ob er die Juristerei an den Nagel hängen und Schriftsteller werden solle. Der Frankfurter Kreis, dem er sich aufs Engste verbunden fühlt, interessiert sich nur für den Dramatiker Klinger, ja Goethes Mutter, der er eine unbegrenzte Verehrung entgegenbringt, ermuntert ihn zum dramatischen Schaffen: „Leben Sie wohl“, schreibt sie ihm, „so wohl sichs in Giessen leben lässt. Ich meine immer, das wäre vor euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die schlechtesten Orte zu idealisiren, könnt ihr aus nichts etwas machen, so müsst es doch mit dem Sei bei uns zugehen, wenn aus Giessen nicht eine Feenstadt zu machen wäre“. Inzwischen lässt Klinger seinem ersten Drama in unglaublich kurzer Zeit „Das leidende Weib“, „Die Zwillinge“, „Pyrrhus“, „Die neue Arria“ und „Simone Grisaldo“ folgen. Die „Zwillinge“ werden von Schröder in Hamburg mit dem ersten Preis gekrönt, erleben dort eine Reihe erfolgreicher Aufführungen und gehen unter starkem Beifall über alle grossen deutschen Bühnen. Der arme Giessener Student wird über Nacht ein bekannter Mann. Der Boden brennt ihm unter den Füßen; die Stunde des Examens

rückt näher und nun kommt der Hass gegen das Brodstudium bei ihm zum elementaren Ausbruch. „Ich weiss nicht, wie das mit mir steht“, schreibt er an Kayser, „ich lass mein Gewissen schweigen. Ich schrieb das gestern an Goethe und sagte ferner: Meine Absolution wäre nun bald hier zu Ende. In was für einem Menstruo ich nun ferner sollte solvirt werden, wuste ich nicht. Ob die Ingredienzien bitter, sauer, herb, salzig, süß oder angenehm wären, wollt' ich erwarten. Wenigstens sollten sie mich in Frankfurt nicht in Tiegel kriegen. Und das schwör ich Dir auch. Ich hoff', es soll in Weimar geschehen, doch kann ich noch nichts zuverlässiges sagen. Ich lass das all werden vom wilden Ungefähr und baue in mir fort und reiss' hinauf der Sonne an, Sturz oder Gipfel“. Sein Verhältnis zu Hoepfner hatte sich sehr ungünstig gestaltet. Dieser war von den literarischen Erfolgen seines Zöglings keineswegs erbaut, er wandte vielmehr in gereizter Stimmung dem genialen Treiben der Stürmer und Dränger den Rücken und ging zu Nicolai in das feindliche Lager über. In letzter Stunde drängt den schwankenden Klinger ein Brief von Goethes Mutter zum raschen Entschluss: „Der Doctor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar“, schrieb sie, „hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen. Lenz hat denselbigen poetisch beschrieben und mir zum Durchlesen zugeschickt. Der Poet sitzt auch dort, als wenn er angenagelt wäre, Weimar muss vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein, Alles bleibt dort, nun wenns dem Völklein wohl ist, so geseg'nes ihnen Gott“. Weimar ist das Dorado, das seine erregte Phantasie ihm in den glühendsten Farben malt, und Goethe ist der Lichtgott, den er auf seinem Sonnenflug begleiten will. Nur dem

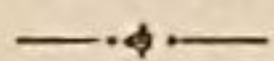
treuen Scheiermacher sich anvertrauend, lässt er Universität und Studium im Stich und bricht in den ersten Junitagen 1776 nach Weimar auf.

Klinger gehörte nach Goethes Ausspruch zu den Jüngern des Rousseau'schen Natur-Evangelismus, die sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüte und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Seit frühesten Tagen von den drückenden Fesseln der Armut und geringer Herkunft beengt, im beständigen Kampfe mit den widrigsten Verhältnissen konnte er erst durch Sturm und Drang hindurchgehend zu einer freien und freudigen Ausbildung seiner natürlichen Anlagen gelangen. Goethes Charakteristik deckt sich mit Klingers Selbstbekenntnis: „Ich habe was und wie ich bin aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dieses so ernstlich als ehrlich that, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst“. Auf der Höhe des Lebens und in bedeutender Stellung sah Klinger mit der Ueberlegenheit des gereiften Mannes auf die Tage des Sturms und Drangs zurück. Die Welt, die der Dichter und Träumer sich geschaffen und in die Farben seiner Phantasie gekleidet hatte, war wie eine Fata Morgana vor der Wirklichkeit versunken und verblasst. Aber der „Weltmann“ fühlte, dass jene poetische Existenz der Lichtpunkt seines Daseins gewesen. Und in diesem idealen Sinne schlossen die Giessener Universitätsjahre die glücklichste Epoche seines Lebens ein.





Börne als Giessener Student.



Am 4. Juni 1800 wurde ein junger Mann in die Reihen der akademischen Bürger in Giessen aufgenommen, der eben das vierzehnte Lebensjahr vollendet hatte: es war Ludwig Börne. Sein eigenhändiger Eintrag in die Matrikel der Universität lautete: „Lion Baruch, natif de Francfort, fils de J. Baruch, agent de S. A. E. de Cologne, étudiant en médecine, élève de l'institut de Mr. le professeur Hezel“. Wenige Tage zuvor war er nach einer angenehmen Fahrt durch die freundliche Wetterau in Giessen eingetroffen und im Hause des Professor Hezel abgestiegen, der künftig seinen Bildungsgang zu leiten und ihn für den Besuch der Hochschule vorzubereiten hatte. Hezel war 1786 als Professor der orientalischen und biblischen Literatur nach Giessen berufen worden. Seine literarische Thätigkeit war eine ausserordentlich weit verzweigte, und sein Name war in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannt und geachtet. 1792 hatte er im Geiste höchster Toleranz eine Schrift veröffentlicht: „Die allgemeine Judenbekehrung, oder die Möglichkeit, die Juden mit Vernunft und Billigkeit

zu Christen und zu nützlicheren und glücklicheren Staatsbürgern zu machen“. Der Erfolg, der seine schriftstellerischen Arbeiten begleitete, blieb Hezel während seiner akademischen Laufbahn an der Universität Giessen versagt. Seine Professur daselbst fiel in die Zeit der französischen Invasion, Haus und Hof hatte französische Einquartierung belegt, die Colleggelder flossen sehr spärlich, und das feste Gehalt von 500 Gulden reichte nicht im Entferntesten, Hezel und seine zahlreiche Familie zu ernähren. 1787 bat er um 300 fl. Zulage. Das Gesuch wurde abschlägig beschieden. Aber 1789 und 1790 wiederholte Hezel seine Bitten, und 1791 wurden dem Aermsten endlich 300 fl. zugestanden. Nun schienen sich seine Verhältnisse günstiger zu gestalten. Er erwarb ein Haus und eine kleine Besitzung auf der unweit Giessen gelegenen Hardt. Aber 1797 rückten die Franzosen in Giessen ein, blieben zwei Jahre, und Professor Hezel gehörte zu den Beklagenswerten, die die Kriegsnot am härtesten traf. Während der Beschiessung von Giessen ward sein Besitz auf der Hardt zur Wüstenei und die französische Einquartierung verschlang den grössten Teil seiner Einkünfte. Hezel sah sich gezwungen, neue Einnahmequellen zu suchen und geriet auf den Gedanken, ein Institut zu gründen, in dem junge Leute wissenschaftlich unterrichtet, insbesondere für den Besuch der Universität herangebildet werden sollten. Einer der Prospekte, die Hezel aussandte, war in die Hände Jacob Sachs', des Erziehers Ludwig Börne's in Frankfurt gekommen, und dieser veranlasste Börne's Vater, seinen Sohn der Obhut des Giessener Professors anzuvertrauen.

Als Börne nach Giessen kam, existierte die Erziehungsanstalt freilich nur in der Phantasie ihres

Gründers. Börne war der zweite Pensionär und erst nach und nach gelang es, Zöglinge und Lehrkräfte heranzuziehen. „In Giessen“, berichtet Börne, „hatte ich täglich acht Stunden. Ich lernte aber auch zu gleicher Zeit Lateinisch, Französisch, Italienisch, Geschichte, Geographie, Kalligraphie, Rechnen, Deutsche Sprache, und hörte bei Hezel zwei Vorlesungen über die Psalmen und hebräische Grammatik. Endlich lernte ich auch noch Arabisch, zweimal wöchentlich“. — Ausser Hezel übernahmen Dr. Schapper, Keppel und andere tüchtige Männer Börne's Ausbildung. In den „Briefen aus Paris“ findet sich eine Reminiscenz an Dr. Schapper in Giessen: „Soeben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir diese freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefsteak holen lassen. Habe ich sie endlich einmal, die Fürsten Reuss, Greiz, Schleiz und wie sie sonst heissen! Ist der Tag der Rache endlich erschienen! Schon dreissig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben sie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk, wie in der flachen Hand; man musste eine Zigeunerin sein, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heissen alle Heinrich, um sich von einander zu unterscheiden, sind sie numeriert. Der Eine heisst Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Ein-Mal-Eins geht nicht weiter und das sollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächste Osternprüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Egypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein sanfter Lehrer, Dr. Schapper, mich in den Pyramiden ertappte, sagte er mit feiner

Kindbetterin-Stimme: das ist auch nützlich; aber mit der vaterländischen Geographie muss man den Grund legen. Nun schwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, dass, wenn ich jetzt auf der Stelle nach Cairo reisen müsste, ich ganz genau den Weg wüsste, den ich zu nehmen; wenn aber nach dem Lande Reuss, müsste ich erst hinüber und herüber im Postbuche nachschlagen. In welchem Theile von Deutschland Gera liegt, oben, unten, rechts, links — ich weiss es wahrhaftig nicht. Aber soviel weiss ich, dass man Gera mit allen seinen Einwohnern in die Richelieu-Strasse stellen könnte. Jetzt stellen Sie sich vor, dass diese kleine Stadt zwei oder gar drei Fürsten hat, die sie gemeinschaftlich beherrschen. Ist es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen? Es ist schon mit einem Fürsten nicht auszuhalten. Der Doctor Schapper hat aber einen guten vaterländischen Grund in mir gelegt! Er wird sich freuen, wenn er es erfährt“.

Nach dem Lehrplan, den der junge Börne im Institut Hezels zu bewältigen hatte, sollte man glauben, er sei unter dem Schwallen von Gelehrsamkeit, der so plötzlich auf ihn eindrang, erstickt. In der That befand er sich in der gehobensten Stimmung. Die finsternen Schatten des Frankfurter Ghettos, die sein jugendliches Gemüt verdüstert hatten, waren verschwunden, ein grosser Kreis gebildeter Männer und Frauen nahm an seinem Schicksal herzlichen Anteil, und in der heiteren, anregenden Geselligkeit des Hezel'schen Hauses lernte er zuerst den Wert eines freien, behaglichen Daseins schätzen. Henriette Hezel, die anmutige Tochter des Professors, war das erste weibliche Wesen, das seinem Herzen zarte Regungen abgewann. „In Giessen“, schreibt er, „hatte ich einmal einen Entwurf eines Buches: über

die Kunst zu schmeicheln, geschrieben. Ich hatte es Niemanden weiter als Hezels Tochter zu lesen gegeben und ich hatte das Unglück, mir dadurch auf eine lange Zeit ihre Gunst zu entziehen. Sie können sich leicht denken, wie das zuging. Um sie wieder zu versöhnen, machte ich einen Anhang zu meinem Buche, worin ich sagte, dass bei manchen Menschen Schmeichelei, auch die allerfeinste, nichts helfe. Dies erwarb mir wieder, was ich verloren hatte“.

Die Stadt Giessen selbst, die den jungen Börne in ihren Mauern aufgenommen hatte, musste den denkbar schlechtesten Eindruck auf ihn machen. „Von einem 40 Fuss hohen Erdwall umgeben“, schildert sie Börnes späterer Lehrer, Professor Crome, „und mit einem breiten sumpfigen Graben umringt, hatte die Stadt an ihren vier Thoren lange und dicke Gewölbe, die mit grossen Thorflügeln, starken Zugbrücken und einigen Aussenwerken versehen, ihr das Ansehen einer Festung gaben, welches sie in alten Zeiten auch war, wo man sie unter Wasser setzen konnte. 1787 zählte Giessen, bei zum Theil engen Strassen, nur gegen 800 Häuser, wovon einige zwar ziemlich ansehnliche Gebäude, die meisten aber klein und schlecht gebaut waren. Hierzu kam noch ein elendes Pflaster und ein stinkender Bay (Kanal), welcher meist verdeckt mitten durch die Stadt zieht“. — Professor Crome zählt bei seiner Ankunft (1787) 5000 Einwohner und 300 Studenten. Die Frequenzziffer der Universität stieg 1790 schon bis 500. Die Studentenverordnung, die auch dem jungen Börne bei seiner Immatrikulation eingehändigt wurde, war in 15 fürchterlichen Paragraphen abgefasst. „Die Studenten“, heisst es darin, „sollen sich auch des übermässigen Gebrauchs der hitzigen Getränke und

sonderlich des Brandeweins enthalten, und bedenken, dass aus dem Zutrinken Trunkenheit, und aus dieser die schändlichsten Handlungen erfolgen, und ein Trunkener seine Ehre, Vernunft, Seele, Leib und Gut in Gefahr setzt Das Billardspielen, sowie alles Wein-, Thee-, Kaffee-, Bier-, Liqueur- oder anderes Trinken in öffentlichen Häusern Sonnabends nach neun Uhr wird verboten Alle, die Seele mit den verderblichsten Leidenschaften erfüllenden und den wirthschaftlichen Zustand leicht zerrüttenden Hazardspiele in Würfeln, Karten oder sonst, es sey um baares Geld, Wein, Kaffee, um freyes Traktament, oder wie es sonst Namen haben mag, Z. E. Pharo, Quindecim, Lansquener (sic), Bieribi, Trischack u. a. m. werden verboten und die Uebertretung dieses Gesetzes wird das erstemal mit achttägiger, das zweitemal mit zwölftägiger Karcer — oder ihr proportionirter Geldstrafe, das drittemal aber mit dem Consilio abeundi bestraft werden Alle bey dem Auf- und Abzug von der Universität, bey Geburtstagen und dergleichen sich erlaubenden Schmaussereyen und Gelage, desgleichen die zum Sauffen, Schlägerey und anderen Unordnungen Anlass gebende Musiken bei der Rektor-Wahl und Ankunft der Professoren werden hiermit ausdrücklich untersagt“.

Obgleich das Institut, das Hezel ins Leben gerufen, seine Einkünfte vermehrt hatte, so war es ihm auf die Dauer doch nicht möglich, die Kosten seines grossen Haushalts zu bestreiten. Vergeblich kam er um eine „landesväterliche Unterstützung“ ein. Da starb ihm zur rechten Zeit ein Verwandter in Reval und setzte ihn zum Erben eines nicht unbedeutlichen Vermögens ein. Den Schatz zu heben begab sich Hezel 1801 selbst auf den Weg nach dem fernen Estland. Dort traf ihn die Berufung an

die Universität Dorpat, der er noch in demselben Jahre Folge leistete. Hezels Institut übernahm der Professor der Statistik und Cameralwissenschaft August Friedrich Wilhelm Crome.*) In seiner Autobiographie bemerkt der Letztere: „Unter den Zöglingen des Instituts war auch ein talentvoller Israelite aus Frankfurt, Namens Baruch, der in der Folge in Giessen unter meiner Leitung studirte und Dr. philosophiae wurde. Später ging derselbe zum christlichen Glauben über und machte sich unter dem Namen Börne als Schriftsteller rühmlich bekannt“. So herzlich das Einvernehmen war, in dem Börne mit Hezel gelebt hatte, so sehr fühlte er sich zu der bedeutenden Persönlichkeit Professor Crome's hingezogen. Seit seiner Berufung nach Giessen (1787) hatte Crome im Wandel der Zeiten eine ganze Reihe merkwürdiger Erlebnisse zu verzeichnen. Während der Kaiserwahl von 1790 in Frankfurt empfing ihn Leopold II. in zweistündiger Audienz und beauftragte ihn, sein als Herrscher von Toscana herausgegebenes Werk „Governo della Toscana“ zu übersetzen. Der König von Preussen machte ihm ein Geldgeschenk von 1000 Thalern, um ihn zur Mitarbeit an einem Geschichtswerk über den siebenjährigen Krieg zu veranlassen. Franz II. entbot ihn 1792 während der Kaiserkrönung in Frankfurt zweimal zu sich. Mit dem General Bernadotte, der in Giessen längere Zeit sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte und von der Universität das Doktordiplom erhielt, schloss er innige Freundschaft. 1799 gelang es ihm als Geschäftsträger des Landgrafen von Hessen einen für Hessen sehr vorteilhaften Friedensvertrag mit der französischen Regierung abzuschliessen.

*) Professor Crome wird uns später noch beschäftigen.

Unter Crome's Führung nahmen die Studien des jungen Börne bis zum November 1802 den glücklichsten Fortgang. In Frankfurt war sein Vater unterdessen zur Ueberzeugung gelangt, die medizinische Fakultät in Giessen sei nicht bedeutend genug, den Sohn in seinem Studium zu fördern. So wenig dieser daran denken mochte, Giessen zu verlassen, die väterliche Autorität machte ihre Rechte geltend, und Ludwig begab sich unverzüglich nach Berlin. Auf die folgenden sechs Jahre erstreckt sich sein Aufenthalt in Berlin, Halle und Heidelberg. In Halle gab er das medizinische Studium auf und wandte sich in Heidelberg der Cameralistik zu. Der Vater bezahlte grollend die Schulden, die der Sohn in Halle hinterlassen hatte. Als der flotte Student auch in Heidelberg den monatlichen Wechsel überschritt, erhielt er die Weisung, wieder nach Giessen zurückzukehren, um dort endlich seine Studien zu vollenden. Am 10. Mai 1808 vollzog Börne seinen Eintrag in die Giessener Matrikel: „Louis Baruch, Sohn des Handelsmannes Jacob Baruch aus Frankfurt a. M., studirt die Rechte“. Professor Crome empfing seinen alten Schüler mit offenen Armen und unter seinem Decanate fand am 8. August Börnes Promotion zum Doctor der Philosophie statt. Crome hatte ihm vorher geschrieben:

„Carissime et honoratissime
Domine Doctorande!

Ihr Gesuch um die Ertheilung der philosophischen Doktorwürde habe ich mit meinem Bericht darüber und mit Beischluss der beiden, von Ihnen eingereichten Abhandlungen, der philosophischen Fakultät zum Votiren vorgelegt. Dieselbe hat einmüthig beschlossen, dass Ihr Wunsch erfüllt werde und Ihnen das

ehrenvolle Diplom der philosophischen Doktor-Würde ertheilt werden solle, und zwar in Hinsicht der mannigfaltigen schätzbaren Kenntnisse, die Sie in den obengenannten beiden Abhandlungen sowohl, als auch sonst bei mir und bei mehreren meiner Collegen, an den Tag gelegt haben, ohne weitere Examen und Disputation. Doch habe ich dabei der philosophischen Fakultät versichert, dass einer oder der andere von Ihren Aufsätzen in unser Journal „Germanien“ unter Ihrem Namen solle abgedruckt werden.

Hochachtend unterzeichne ich mich

Dr. Aug. Fried. Wilhelm Crome,
Facultatis philosoph. Decanus.

Von den beiden Dissertationen, die Börne der Fakultät eingereicht hatte, erschien die Abhandlung „Das Leben und die Wissenschaft“ in der von Archenholtz herausgegebenen Zeitschrift „Minerva“, seine Schrift „Ueber die geometrische Gestalt des Staatsgebiets“ im 3. Heft der von Crome und Jaup redigirten Zeitschrift „Germanien“. Crome begleitete den Abdruck mit folgenden Worten: „Nachstehender Aufsatz wurde der hiesigen philosophischen Fakultät unter mehreren Probeschriften von dem hier studirenden jungen Israeliten, Herrn Dr. Louis Baruch aus Frankfurt am Main, übergeben; wie derselbe auf der hiesigen Universität im vorigen Jahr die philosophische Doctorwürde erhielt. Sie wurde damals gleich zum Druck bestimmt, da sie von den Talenten des jungen Mannes zeugt, der bei uns die Staats- und Kameral-Wissenschaften mit dem glücklichsten Erfolg studirte. Wir hoffen daher, das Publikum sowohl, als der Herr Dr. Baruch selbst, werden den Abdruck dieser Schrift in unserem Journal mit Vergnügen bemerken und Letzterer unsere Zeitschrift

noch mit mehreren Aufsätzen aus seiner geschickten Feder beschenken. Dr. C.“

Börnes Abhandlung gipfelte in dem Gedanken, dass die Form des Staates, d. h. seine geometrische Figur, die seine Umgrenzung bildet, den bedeutendsten Einfluss auf sein ganzes Leben hat. Daher die Neigung der Regenten, ihre Länder zu arrondieren. Zur Verwirklichung eines ewigen Friedens ist es notwendig, dass alle Staaten vollkommen arrondiert sind. Die Gestalt der Erde zeigt, dass die Natur selber die mächtige Tendenz hat, diesen Zustand herbeizuführen. Länder, die ehemals zusammenhingen, sind von einander getrennt, andere, die noch ein Ganzes bilden, offenbaren schon ihre künftige Bestimmung, von einander geschieden zu werden. „In Europa“, schliesst Börne, „bleibt ein Kern übrig, der nicht zerstückelt werden kann. Zumal Frankreich und Deutschland, die hängen so fest zusammen, dass sie sich schwerlich werden trennen lassen. Hier sieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schicksals, dass beide Länder nur einen Staat bilden sollen. Und welch ein glücklicher Staat müsste das nicht werden, wenn sich die deutsche Nation mit der französischen vermählte und beide sich neutralisieren!“

Ein Jahr vor seinem Tode schrieb Börne an Professor Troxler in Bern, den er zur Mitarbeiterschaft an seiner Revue „Die Waage“ aufforderte. „Die Franzosen wenden sich jetzt auf eine dem Menschenfreund erfreuliche, dem Geschichtsphilosophen merkwürdige Weise in ihrem geistigen Leben dem Bessern und Edleren zu. Es ist, als wäre der Teufel aus ihnen gefahren. Sie fangen an zu fühlen, dass der Baum ihrer Erkenntniss keine tiefe Wurzel hat, und sie drehen ihn um und stecken ihn mit seiner breiten Krone, mit Blättern, Blüthen und

Früchten in die Erde, um nur fest zu stehen, und opfern den Genuss der Hoffnung auf. Ihr Eifer für deutsche Wissenschaft und Philosophie steigt täglich und wirkt sich immer mehr aus. Es ist wahr, die armen Franzosen tappen in diesem neuen Leben bald bejammernswürdig, bald lächerlich umher; das ungewohnte Licht blendet sie und sie sehen oft weniger, als sie in ihrer ungewohnten Dunkelheit gesehen. Aber ihr Blick wird sich nach und nach stärken und wir wollen sie bis dahin brüderlich führen und unterstützen. Wir wollen etwas zur Seligkeit der verdammten Franzosen thun, da wir Deutsche ihnen so manchen irdischen Vortheil und Genuss verdanken“.

Der Idee, deutsches und französisches Wesen mit einander zu verschmelzen, lieh der 22jährige Doctorand in Giessen zum ersten Male Ausdruck; auf dem Turniergang seines Lebens trat er in voller Rüstung dafür in die Schranken, und als ihm der Tod die Waffen aus der Hand nahm, stand er eben im Begriffe, sie aufs neue für dieselbe Idee zu erheben.





Goethe und Professor Wilbrand.



Goethe hat dem Kanzler v. Müller gegenüber einmal die Äusserung gethan: „Im Grunde habe ich die Natur und die Kunst immer in einer sehr selbstsüchtigen Weise studiert, nämlich um mir Kenntnisse zu erwerben. Ich habe über diese Gegenstände geschrieben, um meine eigene Bildung noch zu steigern. Was andere Leute daraus machen, ist mir sehr gleichgültig“. Die Veröffentlichung seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten hatte indessen eine Polemik in der gelehrten Welt hervorgerufen, deren Schärfe ihn aufs höchste verdross und erbitterte. „Wie wir im Wissenschaftlichen“, schreibt er später, „mit Ernst arbeiten nicht um unserer selbst, sondern um einer würdigen Sache willen, so verlangen wir, indem wir die Bemühungen Anderer anerkennen, auch anerkannt zu sein; wir sehnen uns nach Hülfe, Theilnahme, Förderniss“. Einer der wenigen zeitgenössischen Gelehrten von Ruf, die seiner Lehre von der Einheit aller Naturerscheinungen und von der fundamentalen Identität alles Seins sympathisch gegenüberstanden und seine

Verdienste um die Förderung der Naturwissenschaften nachdrücklich anerkannten, war der Giessener Professor Johann Bernhard Wilbrand. Wilbrand (geb. 1779 zu Klarholz, gest. 1846 in Giessen), war 1809 von der Hochschule zu Münster an die Universität Giessen als Professor der Anatomie und Physiologie berufen worden. Durch seine zahlreichen Schriften, insbesondere durch seine „Darstellung der gesamten Organisation“ und seine „Physiologie des Menschen“, hatte er in der Gelehrtenwelt einen ehrenvollen Platz gewonnen. Die Uebersendung seines Buches: „Das Gesetz des polaren Verhaltens in der Natur“ an Goethe gab Veranlassung zu einem Gedankenaustausch zwischen Weimar und Giessen.

Goethe schreibt unterm 5. August 1820:*)

„Schon seit Ew. Wohlgeboren freundlichen, reichlichen Sendung weiss ich bei mir die Frage nicht zu entscheiden, ob es räthlicher sei, zu schweigen oder etwas zu sagen, was Ihnen unangenehm sein könnte; endlich kommt mir zur guten Stunde das Gefühl, das Letzere für besser zu halten. Und so erwidere ich als dankbar folgendes, und gestehe mit Vergnügen, dass ich dem Gange Ihrer Forschungen, da Ihre Denkweise soviel Aehnliches mit der meinigen hat, schon länger gerne gefolgt bin, denn wo man im Hauptsinne übereinstimmt, ist die Anwendung einem jeden nach seiner eigenen Art und Weise zu überlassen. Auch habe ich Ihr Werk: „Das Gesetz des polaren Verhaltens

*) Die beiden Briefe Goethes an Wilbrand sind laut Strehlkes Briefverzeichnis gedruckt, während der Brief Wilbrands an Goethe noch ungedruckt war, so dass zusammenhängend diese interessante Correspondenz zum ersten mal von mir veröffentlicht worden ist.

in der Natur“, das mir zeitig zugekommen, mit Vergnügen gelesen und mich dabei verhalten, als wenn ich mit einem gleichgesinnten Mann hin und wieder spräche, aufnehmend, entweder geradezu oder nähere Ueberlegung und Bedenken mir vorbehaltend, zu erfreulichem Unterricht. Als ich nun aber Seite 296 las: „Verhalten des Lichtes im Farbenspektrum“, bedauerte ich, dass ein Mann, der sich von so vielen Vorurtheilen losgesagt und überall auf Grund und Uranfang gedrungen hatte, sich noch nicht von der schmähhlichsten aller Taschenspielereien, dem Newtonschen Spektrum, habe retten können, welches nicht allein für ein abgeleitetes, sondern in dieser Ableitung noch sogar bis zur Unkenntlichkeit verschränktes Phänomen zu erklären ist. Ich wünsche in diesem Augenblick, besonders da Sie Seite 164 so theilnehmend und einsichtig über die Metamorphose der Pflanzen gesprochen, dass Ihnen auch, was ich für die Farbenlehre gethan, möchte zu Gesicht gekommen sein. Nun finde ich aber sogleich eben diese Farbenlehre angeführt und die hinzugefügten, sich anschliessenden Versuche meines vortrefflichen Freundes Seebeck gewürdigt und benutzt; aber von meiner Farbenlehre selbst, was sie will und was sie, wo nicht leistet, doch andeutet, auch nicht die mindeste Notiz, worüber ich in Erstaunen gerieth, das der Verzweiflung nah war; denn wenn Sie, der Sie auf ebendemselben Wege wandeln, einen solchen Markstein vorübergehen, als wäre es ein zufällig hingewälztes Geschiebe, was soll man von anderen erwarten, die auf gewohnten, betretenen Wegen hinwandelnd dieses Wahrzeichen weit zur Seite lassen. Ich hatte gleich in dem ersten Augenblicke eine Anwandlung, ebendasselbe

freundlich zu schreiben, und ich hätte wohl gethan. Möge das gegenwärtige seinen Zweck erreichen, warum ich bisher geschwiegen, treulich dolmetschen und Sie meiner Hochachtung und Theilnahme versichern, welche beide durch Ihre Sendung nur vermehrt werden konnten; denn sie sprach ja deutlich die Uebereinstimmung aus, welche Sie zu meinem Treiben empfanden. Mit den aufrichtigsten Wünschen und in Hoffnung fernerer Mittheilung
ergebenst

J. W. Goethe“.

Im vorgedachten Werke hatte Wilbrand wörtlich gesagt: „Unstreitig hat zuerst Goethe über den Prozess der Vegetation eine einfache und klare Ansicht verbreitet, als er dieselbe als das Resultat eines Wechselspiels zwischen Ausdehnung und Zusammenziehung darstellte. Er hat diese Ansicht in That- sachen nachzuweisen gewusst; indess haben mehrere Naturforscher sich auf verschiedene Art gegen die Ansicht erklärt, doch ohne die Unhaltbarkeit seiner Darstellung bestimmt darzuthun, oder eine bessere an ihre Stelle zu setzen“.

Am 15. August 1820 sandte Wilbrand an Goethe das nachfolgende Antwortschreiben ab:

„Ew. Excellenz bitte ich hinsichtlich des Inhaltes Ihres Briefes vom 5ten den § 623, Seite 307 in meiner Physiologie des Menschen zu lesen, um sich bestimmt zu überzeugen, dass ich nicht bloß vollkommen frei bin von Newton's Dogmatik, das Licht betreffend, sondern dass es auch meine innerste Ueberzeugung ist, dass das Verhalten des Lichts zum Nichtlichte den Dingen und hiermit der Entstehung der Farben in Ihrem mir höchst schätzbaren Werke diejenige vollendete Darstellung gefunden habe, die ich wenigstens nur

für die einzig richtige erkennen kann. Diese meine Ueberzeugung habe ich auch seit der Erscheinung Ihres Werkes sowohl in den Vorlesungen über gesammte Organisation, als in denen über Physiologie des Menschen, und zwar, wie ich hoffen zu dürfen glaube, nicht ohne Erfolg dargelegt. Allen meinen bisherigen Schriften, sowie meinen mündlichen Vorträgen liegt die Idee zum Grunde, dass ein absoluter Strom des Lebens in allen Erscheinungen der Natur, in den Himmelskörpern, wie in jedem Stäubchen auf der Erde sich ins Unendliche offenbare. Ein wissenschaftlich klares Gemälde des Lebens in der Natur, z. B. in der organischen Schöpfung, habe ich denjenigen, die zu schauen vermögen, mit rastloser Bemühung vorzulegen gesucht. Wie sollte ich nun dazu kommen, Ihr Werk, was mir hierbei ganz zur Stütze dient, zu übersehen, oder nicht zu beachten! Auch ist meine klare Naturansicht mit meinem moralischen Leben so vollkommen verschmolzen, dass ich mich völlig frei nennen darf von jenem kleinlichen Schriftsteller-Neide, welcher das Tüchtige gern übersieht, misskennt und in Schatten stellt, um die eigene Persönlichkeit vorzuschieben. Im Gegentheil ist es mir jedesmal eine innige Freude, wenn ich in irgend einem Zweige der Naturkunde eine klare und vollendete Vorstellung hervortreten sehe. Nur hierin soll meine Persönlichkeit bestehen, im Uebrigen mag sie im Strome der Zeit untergehen, beherrscht doch das Fatum selbst höhere Wesen! Wenn ich nun in der Schrift über das Gesetz des polaren Verhaltens in der Natur an der bekannten Stelle über Ihr Werk nicht mit denselben ausdrücklichen Worten gesprochen habe, wie in meiner Physiologie

§ 623, so liegt dies in der Veranlassung, welcher diese Schrift ihr Dasein verdankt. Sie wurde nämlich in Folge einer von der Akademie zu Berlin, vielleicht im Jahre 1810 gegebenen Preisfrage von mir bearbeitet, konnte aber nicht bei der Akademie eingehen, weil im Sommer 1812, in welchem zwar den 3. August die Preisschrift eingehen sollte, bekanntlich zwei feindliche Armeen zwischen Leipzig und Berlin eine Verbindung mit Berlin aufhoben. Die Akademie nahm hierauf keine Rücksicht und hielt sich an die bestimmte Zeit. Ein Mitglied dieser Akademie, nämlich Rudolphi, hatte in der Jenaischen Literatur-Zeitung auf meine Darstellung der gesammten Organisation ein solches Licht zu werfen gewusst, dass dieselbe auswärts wenig Beifall fand, um so mehr, da ich die Schrift, als wohl in sich selbst begründet, nicht unter Trompetenschall in die Welt geschickt hatte, weil mir im Leben wie in der Wissenschaft nur der Wahre und der Bessere gilt. Dieses Mitglied wünschte ich womöglich zu nöthigen, demjenigen den Preis zuzuerkennen, den es in der literarischen Welt zu vertuschen gesucht hatte. Daher musste ich suchen, die Schrift so einzurichten, dass ich nicht erkannt werde. Die Schrift ist seit jener Zeit durch mancherlei Begebenheiten zurückgehalten worden, aber im ganzen so abgedruckt worden, wie sie ursprünglich entworfen war. Uebrigens glaube ich in der ganzen Abhandlung über das Verhalten des Lichts im Farbenspektrum nur für Ihre Ansicht geschrieben zu haben, und wenn ich noch darin Ausdrücke gebraucht habe, die bei Newtons Schülern gewöhnlich sind, z. B. violettes, rothes Licht, so geht doch, wie ich hoffe, aus dem Ganzen hervor, dass ich diese Ausdrücke nur gebraucht habe,

um Newtons Schülern verständlich zu sein. Habe ich nicht die Folgewidrigkeiten in Pfaff's Schrift, die eigentlich gegen die Ihrige gerichtet war, nachgewiesen und mich hierdurch für die Ihrige erklärt? Newtons Ansicht von der Entstehung oder vielmehr von der Begründung der Farben beruht meines Erachtens auf derselben Einseitigkeit, worauf auch seine Lehre von dem Weltgebäude mit allen seinen Folgerungen beruht. Es liegt allen Newtons Lehren, wo sie auf wissenschaftliche Begründung gehen, ein und dieselbe Ursünde zum Grunde. Was von Newtons Erklärung der Fluth und Ebbe zu halten ist, habe ich in der Schrift über die Bewegung S. 145, 146 u. s. w. selbst geometrisch und nach sonstigen Lehrsätzen der Physik gezeigt. Unsere sogenannten Naturforscher haben derselben bisher gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, und hierin bleiben sie ihrem Streben getreu, in dem den Lehrern unter denselben der Katheder gewöhnlich nur die milchgebende Kuh ist und bei weitem von der Mehrzahl unserer Naturforscher nur gesagt werden kann, was Sie den Faust über den Wagner sagen lassen:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort am schaaalen Zeuge klebt,
Mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!“

Indem ich für die gütige Aufmerksamkeit, die Ew. Excellenz meinen bisherigen Bemühungen für eine klare Ansicht der Natur geschenkt haben, aufrichtig danke, bitte ich zugleich, die Darstellung der gesamten Organisation als die Hauptschrift zu betrachten, wovon die obige, von der die Rede, ausgegangen ist. Was die Pflanzenwelt betrifft, so ist die nähere organische Gestaltung derselben in meinem Handbuch der Botanik enthalten. In

der Hoffnung, dass Ew. Excellenz überzeugt sein werden, dass Keiner mit mehr Wahrheit und inniger Freude Ihre Bemühung, um einen besseren Geist in der Naturkunde einzuführen, schätzen und wirklich schätzt, als ich, und dass auch Keiner dieses bei passender Gelegenheit bisher mehr ausgesprochen hat, und anbei aussprechen wird, als ich, habe ich die Ehre, mich zu nennen Ew. Excellenz

gehorsamsten Diener

Wilbrand“.

Der Brief zeigt den moralischen und wissenschaftlichen Standpunkt des vortrefflichen Mannes. Den Irrtum, die Farbenlehre weit überschätzt zu haben, teilt er mit Goethe. Der Animosität gegen Newton, dessen Name in den vorangegangenen Briefen so oft genannt wird, hat sich Goethe später in der Charakteristik des Entdeckers des Gravitationsgesetzes gleichsam entschuldigt. „Wenn wir“, sagt er, „in dem Streit gegen die Newtonische Lehre manchmal aus den Grenzen der Gelassenheit herausgeschritten sind, so schieben wir alle Schuld auf die Schule, deren Incompetenz und Dünkel, deren Faulheit und Selbstgenügsamkeit, deren Ingrimm und Verfolgungsgelüst miteinander durchaus in Proportion und Gleichgewicht stehn“.

Im Jahre 1821 erschien Wilbrand's in Gemeinschaft mit Professor Ritgen verfasstes „Gemälde der organischen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde“. Auf die Zusendung desselben schreibt Goethe am 28. April 1822 an Wilbrand:

„Ew. Wohlgeboren haben mich durch das vortrefflich gedachte und gründlich bearbeitete Colossal-Blatt auf das angenehmste überrascht und meine Wünsche, die ich bei eigener Betrachtung des grossen Gegenstandes seither im Stillen hegte, ganz eigent-

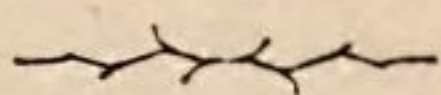
lich übertroffen, auch mich, wie ich mit Rührung gestehe, durch die ehrenvolle Erwähnung meines Namens in so guter Gesellschaft, zu aufrichtigster dankbarer Anerkennung freundlichst verpflichtet. Schon die wenigen Tagen, seitdem dieses erfahrungs- und gedankenreiche Werk meine Wand schmückt, haben unterrichtete Freunde den lebhaftesten Antheil genommen, und ich zweifle nicht, dass die ganze naturforschende Welt mit uns davon erbaut sein werde. Danken Sie Herrn Dr. Ritgen auch für seinen Theil zum Allerbesten; beiden ist Glück zu wünschen, dass Sie sich im Begegnen so vollkommen verständigt und zur Ausführung einen so tüchtigen Künstler zugesellt haben. Mehr sage ich nicht, mir vorbehaltend, nach genauerem Studium meine Gedanken darüber öffentlich auszusprechen. Das Beste wünschend

ergebenst

J. W. Goethe“.

Im Juni desselben Jahres erhielt Wilbrand von Goethe ein Druckblatt aus der Schrift „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie“, worin „Das Gemälde der organischen Natur“ eingehend kritisiert war. Die Besprechung ist in die gesammelten Werke aufgenommen worden.

Goethes allgemeine Naturansichten wurden zu seinen Lebzeiten ebenso selten gewürdigt als verstanden, während es jetzt zur Thatsache geworden ist, dass die neuere Botanik geradezu auf seiner Metamorphose der Pflanzen basiert und seine morphologischen Studien von Darwin und Haeckel bekräftigt worden sind. Wilbrands unleugbares Verdienst ist es, Goethes Bedeutung als Naturforscher vor der Mehrzahl seiner Zeitgenossen erkannt und in seinen Werken neidlos verkündet zu haben.





Fichte, Schleiermacher und Professor Schmidt in Giessen.

—♦—

Fichte war 1794 an die Universität nach Jena berufen worden. Seine akademische Lehrthätigkeit förderte seine schriftstellerische Produktivität und schon ein Jahr nach Antritt seiner Professur bewog ihn Friedrich Immanuel Niethammer*), die Mitredaktion des „Philosophischen Journals“ zu übernehmen. Zum 4. Heft des Jahres 1798 hatte der Giessener Professor der Theologie, Johann Ernst Christian Schmidt, einen Beitrag, „Erklärung einiger physiologischer Erscheinungen“ geliefert. Schmidt (geboren am 6. Januar 1772 zu Busenborn) habilitierte sich 1793 in Giessen, hielt Vorlesungen über griechische Klassiker, neutestamentliche Schriften und Kirchengeschichte. 1798 wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt. Fichte schien auf seine Mitarbeiterschaft am philosophischen Journal grosses Gewicht zu legen, denner beantwortete Schmidt's Manuskriptsendung am 16. Februar 1798 wie folgt:**) //

*) Professor der Philosophie in Jena, geb. 1766, gest. 1848 zu München.

**) Die Briefe Fichte's, sowie die nachfolgenden Briefe Schleiermachers, die ich zum erstenmal veröffentlicht habe, befinden sich in der Handschriften-Sammlung der Grossherzoglichen Universitätsbibliothek zu Giessen.

„Ich danke Ihnen, mein hochzuverehrender Professor, für den Beitrag, den Sie für unser Journal liefern und der baldigst abgedruckt werden wird. Ich freue mich innigst jedes neuen Mitarbeiters von Geist und heisse Sie daher auf diesem Gebiete der philosophischen Literatur herzlich willkommen. Der Buchstabe tödtet ganz besonders in der Wissenschaftslehre, welches theils an dem Wesen dieses Systems selbst, theils wohl auch an der bisherigen Beschaffenheit des Buchstabens liegen mag. Fichtianer (?) kenne ich nun zwar bis jetzt nicht, welches wohl daher kommen mag, dass ich gar vieles nicht lese. Dass sie mir aber, wenn es dergleichen gibt, noch mehr zuwider sind als selbst die Kantianer, und dass ich sie, wenn sie jemals in meinen Wirkungskreis gerathen und ich Notiz von ihnen nehmen muss, gewiss nicht loben werde, das ist sicher. Sie fragen mich, ob ich Ihre Schrift auch lesen und Ihnen zeigen werde, dass ich sie gelesen, falls sie mir dieselbe zuschicken? Ich muss sonach wohl über diesen Punkt in einem üblen Geruche stehen, da Sie dies nicht, was von selbst sich verstehend, voraussetzen. Und ich will es nur nicht leugnen, dass mir mancherlei zugeschickt wird, mit dessen Lectüre ich es nicht über die ersten Seiten hinausbringe. (Denn den Anfang mit Lesen mache ich denn doch.) Dies kommt daher, weil diese Schriftsteller mein Interesse nicht zu erregen wissen. In diesem Falle werden Sie sicher nicht sein, würdiger Mann, und ich glaube im Voraus sicher dafür bürgen zu können, dass ich Ihre Schriften lesen werde. Für Ihr Anerbieten, auch forthin Beiträge für unser philosophisches Journal zu liefern, danke ich Ihnen in meinem und meines Herrn Mitarbeiters Namen und nehme es an. Wir bezahlen für vorzüglich

interessante Aufsätze 10 Louisd'or in Gold, rechnen aber, dass ein in unserem Journal befindlicher Aufsatz unter drei Jahren in keiner anderen Sammlung abgedruckt werde. Hätten Sie nicht Lust, die literarischen Anzeigen für ein bestimmtes Fach zu übernehmen? (zu welchem wir am schwersten Arbeiter erhalten können).

Ich wünsche Ihnen recht viel Glück: das ist, Kraft und Einfluss zu Ihren entworfenen literarischen Unternehmungen. Dass Heydenreich etwas geschwätzt hat, habe ich auch schon gehört, es aber noch nicht gelesen. Ich begreife nicht gut, wie man meine Gedanken über das Verhältniss beider Geschlechter verdrehen, so verdrehen kann, dass sie roh ausfallen.

Mit wahrer Achtung

Ihr ergebenster

Fichte.“

Heydenreich, den Fichte erwähnt, war Professor der Philosophie in Leipzig. Seine übelwollende Kritik bezog sich auf Fichtes Abhandlung „Über das Rechtsverhältniss beider Geschlechter, überhaupt im Staate“ (Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre, Abschnitt III).

Die Veröffentlichung seines Aufsatzes „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ im philosophischen Journal zog Fichte 1799 eine Anklage wegen Atheismus zu. Aus dieser Zeit datiert ein Brief vom 17. Mai 1799, den der berühmte Philosoph an Professor Schmidt in Giessen richtete.

„Denken Sie sich in meine Lage, ehrwürdiger Freund, und Sie werden mir verzeihen, dass ich eine so hohe Briefschuld bei Ihnen anlaufen lasse. Ich hatte drei Stunden täglich gelesen und dabei

noch eine ziemlich särke Verantwortungsschrift (an unsere Höfe) auszuarbeiten. — Auf Ihren Brief vom 19. Januar:

Wir nehmen mit dem innigsten Vergnügen Ihr Anerbieten, das Fach des Naturrechts in unserem Journal zu arbeiten, an und werden uns freuen, recht bald Beiträge von Ihnen zu erhalten. Worin liegt das Unbefriedigende, das Sie in meiner bisherigen Darstellung der W. L. (Wissenschaftslehre) finden? Doch nicht in den Principien? Liegt es aber in der Ableitung und reden Sie von der gedruckten Grundlage, so haben Sie sehr Recht, vieles unbefriedigend zu finden. Diese Schrift hat nur eine andere Bestimmung gehabt, als für meine Zuhörer. Feind und Freund haben allgemein diese Bestimmung übersehen. Ich habe seit 3 Jahren eine andere Darstellung bearbeitet und auf dem Catheder vorgetragen, aus welcher das im Journal abgedruckte erste Kapitel ist. Ich denke diese Darstellung auch künftigen Winter erscheinen zu lassen. Finden Sie noch hie und da Anstoss, so wird es gerathen sein, diese neue Bearbeitung zu erwarten.

Dass ein anderer G. als Gabler in Altdorf der Verfasser jenes Pasquills, von welchem ganz allein dieser Auftritt herkommt, werden Sie jetzt ohne Zweifel wissen. Dasselbe Urtheil, das Sie über Kants neuste Schriften fällen, fällt man, soweit ich herumhören kann, allgemein. Es ist doch ein schönes Zeichen der Humanität unserer Zeit, dass man aus Respekt gegen den verdienten Greis dieses Urtheil nicht ganz öffentlich sagt. Diese Schriften sind doch so sichtbar schwach, dass sie auch nichts verderben können. Die zwei Kantianer, die's noch giebt, machen sich durch das Nachbeten dieser Sordiditäten nur immer lächerlicher.

Auf Ihren Brief vom 24. Februar:

Es thut mir empfindlich leid, dass Sie und Professor Schumann*) ein Exemplar erst erhalten haben, als die Schrift schon längst in Buchläden zu verkaufen war. Mein Commissionär für diese Versendung, Gabler, (Chr. E. Gabler, Verlagsbuchhändler in Jena) versichert hoch und theuer, dass er sie am 18. Januar an — ich weiss nicht — ob Heyer oder Stamm abgesandt habe.

Ich bin sehr begierig auf die Erscheinung Ihrer Schrift. Es ist eine Schande, wie der Hannöverische Appellant, ein Chursächsischer Pasquillant und der arme gute Eberhard**) den Gesichtspunkt wieder verrücken. Ich werde, wenn irgend möglich ist, ein Schriftchen in dieser Sache erscheinen lassen, in welchem ich hoffentlich den wahren Gesichtspunkt so herausrücken werde, dass ihn nur die Bosheit verkennen kann.

Ich werde morgen meine Verantwortungsschrift, welche ohne Zweifel auch öffentlich bekannt werden wird, an die herzoglichen Höfe einsenden und ruhig erwarten, was erfolgt. Man ist, soviel ich weiss, in einer sehr widersprechenden Stimmung. Man schämt und fürchtet sich vor den Aufgeklärten und möchte doch auch mit den Obscuranten es nicht verderben. Dafür, um dieses entgegengesetzte Interesse zu bethätigen (?), dürfte es sehr schwer ein Mittel geben. Ich wenigstens bin sehr fest entschlossen, nichts meiner Unwürdiges zu dulden.

Gruss, Achtung und Freundschaft

Fichte.“

*) Professor der Philosophie in Giessen.

**) Bezieht sich auf eine Streitschrift des Leibnizianers Eberhard.

Die direkte Veranlassung zur öffentlichen „Anklage des Atheismus“ gegen Fichte hatte eine anonym erschienene Flugschrift gegeben: „Schreiben eines Vaters an seinen studirenden Sohn über den Fichteschen und Forbergschen*) Atheismus“, als deren Verfasser fälschlicherweise der Fichte wohlgesinnte Dr. Gabler in Altdorf genannt wurde. Fichte antwortete auf die Anklage mit seiner „Appellation an das Publikum“, den Höfen sandte er seine Schrift ein „Der Herausgeber des philosophischen Journals gerichtliche Verantwortungsschriften gegen die Anklage des Atheismus.“ Allein die sächsischen Regierungen, die früher bereits Fichtes Buch über die französische Revolution verstimmt hatte, waren entschlossen, ihm einen derben Verweis zu erteilen, und Goethe, der sehr gut seinen mächtigen Einfluss zu Gunsten des verdienten Gelehrten hätte geltend machen können, verurteilte ihn in seinem Widerwillen gegen alles Revolutionäre. „Ich für meine Person“, erklärte er, „gestehe gern, dass ich gegen meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache (wie Fichte) erlaubte.“

Fichte hatte eine glänzende Rechtfertigung erwartet, statt dessen liess man ihn fallen und tief gekränkt wandte er Jena für immer den Rücken. Unter den namhaften Männern, die für Fichte Schild und Speer erhoben, stand an erster Stelle Professor Schmidt. Fichtes Worte im vorangegangenen Briefe „Ich bin sehr begierig auf die Erscheinung Ihrer Schrift“ galten Schmidts Broschüre „Nachricht an

*) Rektor Forberg in Saalfeld hatte im philosophischen Journal eine Arbeit „Über die Bestimmung des Begriffs der Religion“ veröffentlicht.

das ununterrichtete Publikum den Fichteschen Atheismus betreffend“. Fichtes Aufsatz „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltordnung“ gipfelt in dem Satze: „Es ist ein Missverständnis zu sagen, es sei zweifelhaft, ob ein Gott sei oder nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das Gewisseste, was es giebt, ja der Grund aller anderen Gewissheit, das einzige absolut gültige Objektive, dass es eine moralische Weltordnung giebt. Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus jener moralischen Weltordnung herauszugehen und vermittelst eines Schlusses vom Begründeten auf den Grund noch ein besonderes Wesen, als die Ursache desselben anzusehen; der ursprüngliche Verstand macht sonach diesen Schluss sicher nicht und kennt kein solches besonderes Wesen.“ Der Glaube an die moralische Weltordnung führte Fichte zur „Religion des freudigen Rechtthuns.“

Die Verteidigungsschrift des Giessener Theologen sprach Fichte mit Scharfsinn und Klarheit von den unerhörten Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben waren, frei. Wir greifen die markantesten Sätze heraus: Wenn man der Philosophie, der man sonst vorhält, sie erhebe den menschlichen Geist oder das Ich zur Gottheit, gewiss nicht den Vorwurf machen wird, dass sie den menschlichen Geist leugne, wie will man ihr den Vorwurf machen, dass sie die Gottheit leugne, da sie die Frage, was ist Gott, ebenso beantwortet, wie die, was ist der Geist des Menschen? Die kritische Philosophie kann, wenn sie nicht aufhören will, kritische Philosophie zu sein, nichts anderes auf die Frage, was Gott ist, antworten: Gott ist eine moralische Weltregierung, d. h. Gott wird durch das Gewissen wahrgenommen als eine moralische Weltregierung. Wer ein lebendiges Gefühl von der übersinnlichen

moralischen Weltordnung hat, der hat ein lebendiges Gefühl von Gott. Das Gefühl von Gott ist nichts als eine unmittelbare intellectuelle Anschauung von ihm, nur dadurch können wir uns der Ordnung und Harmonie der Welt, die sich in uns selbst offenbart, bewusst werden. Wer das Gefühl für Gott oder die moralische Weltordnung an sich selbst erfahren hat, kann im Genusse des Übersinnlichen nicht anders als höchst glücklich sein. Wer Fichtes Theorie von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wird sie schön und herzerhebend finden. Schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hat man gegen Wolf den Vorwurf des Atheismus erhoben. Weil Fichte andere Begriffe von der Existenz Gottes hat als seine Gegner, haben diese kein Recht zu behaupten, dass er die Existenz Gottes leugne. Wahrscheinlich wird Fichtes Theologie sehr bald die entgegengesetzte Kritik erfahren, man wird sagen, dass sie zum Mysticismus führe. Sowie man sie bisher mit frommer Entrüstung, so wird man sie dann mit freigeisterischem Mitleid betrachten. „Eine neue Wahrheit“, schloss Schmidt, „muss den Menschen immer als eine verdächtige Wahrheit erscheinen; denn das ist ihnen schlechthin gewiss, dass ein menschlicher Geist dem andern gleich sei, — dass der eine so denken könne, wie der andere denkt. Meine Ankündigung eines Neuen, Unerhörten, — setzt mir ein Vorurtheil entgegen, das ich moralischer Weise nicht wollen kann. Und ist es auch wirklich neu, was ich dem Menschengeschlecht mitzutheilen habe: so liegt doch daran, dass dies neu sei, gar nichts — daran, dass es als wahr erkannt werde, liegt aber alles.“

Nachdem Schmidt einen ehrenvollen Ruf, der von Heidelberg an ihn ergangen war, abgelehnt, wurde er 1805 zum ersten Professor der Theologie

in Giessen befördert. Zahlreiche theologische und philosophische Schriften trugen seinen Namen weit über die Grenzen seines hessischen Vaterlandes hinaus und kein Geringerer als Wilhelm von Humboldt suchte ihn durch Schleiermachers Vermittlung für die neu zu gründende Universität in Berlin zu gewinnen.

Am 10. August 1807 hatte König Friedrich Wilhelm III. der Deputation des Halleschen Universitäts-Konziliums, welche nach Aufhebung der Halleschen Hochschule den Monarchen um Verlegung der Universität nach Berlin bat, die bedeutungsvolle Antwort gegeben: „Der Staat muss durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“ Bereits am 7. September erliess der König an den Geheimen Kabinettsrat Beyme eine Kabinetsordre des Wortlautes „Ich habe beschlossen, eine allgemeine Lehranstalt in Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften zu errichten und die Einrichtung derselben Euch, der Ihr meine Intention vollkommen kennt, zu übertragen.“ Der Gedanke, in Berlin eine Universität zu gründen, hatte seit Jahren die hervorragendsten preussischen Staatsmänner beschäftigt, allein angesichts der unsicheren Lage der Monarchie und des Misstrauens, das man vielfach der obersten Staatsverwaltung offenkundig entgegenbrachte, stiess das Unternehmen auf grosse Schwierigkeiten. Erst der Friede zu Tilsit brachte die Verhandlungen über die Gründung einer Universität in Berlin, die eine Zeitlang vollkommen geruht hatten, wieder in Fluss. Am 13. Dezember 1808 wurde Wilhelm von Humboldt an die Spitze des Unterrichtswesens gestellt, und der Energie des grossen Staatsmannes und Gelehrten ist es vor Allem zu danken, in der Zeit „der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes“ die Berliner Universität ins Leben ge-

rufen zu haben. Gelehrte von bedeutendem Ruf, wie Fichte, Wolf, Schleiermacher und Schmalz, hatten bereits ihre Lehrthätigkeit begonnen, und durch Schleiermachers Schrift „Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende 1808“ war die Frage der Universitätsgründung zur öffentlichen Diskussion gestellt worden.

Am 28. April 1810 schrieb Schleiermacher an Schmidt:

Verehrungswürdigster Mann!

Sie werden sehr bald errathen, weshalb ich es wage, Ihnen zu schreiben, und da ich weder voraussetzen darf, dass ich Ihnen ganz unbekannt bin, noch auch erst nöthig habe, Sie meiner innigsten Verehrung zu versichern, so will ich auch ohne weitere Umschweife mit der Sache selbst hervortreten. Es ist nun ein Jahr, seit unser gemeinschaftlicher Freund Schwarz*), von mir veranlasst, zuerst bei Ihnen anfragte, ob sie wohl geneigt sein würden, einen Lehrstuhl der Theologie bei der hier zu errichtenden Universität anzunehmen. Seine Antwort gab mir einige Hoffnung, und auch Herr von Humboldt legte sie günstig aus und war höchlich darüber gefreut. Da aber die Sache damals noch in weitem Felde war, eilte er nicht, weitere Schritte zu thun. Seitdem muss er aus anderen Quellen, die ihm sehr lauter schienen, minder günstige Nachrichten über Ihre Gesinnungen eingezogen haben und schrieb mir schon im Herbst aus Königsberg, er wisse gewiss, dass Sie, solange Giessen seinen Landeshern behielt, nicht kommen würden, und seine Hoffnungen be-

*) Professor der Theologie zu Heidelberg.

ruhten nun nur darauf, ob vielleicht die zu treffenden Einrichtungen im westlichen Deutschland eine solche Veränderung herbeiführen würden. So hat die Angelegenheit unserer theologischen Fakultät gänzlich geruht. Nun aber diese Hoffnung verschwunden ist und die Zeit sich nähert, da der ganze Plan der Universität realisirt werden soll, blieb ja nichts anderes übrig, als ohngeachtet jener Ueberzeugung doch noch einen Versuch zu wagen, ob Sie nicht für uns zu gewinnen wären, und Herr v. Humboldt hat mir aufgetragen, Ihnen die Sache ganz so dringend wie sie uns war und vielen anderen ans Herz zu legen. Er sowohl als unser Herr Minister wünschen nichts sehnlicher, als Sie zum Grundstein unserer theologischen Fakultät machen zu können. Unser braver Nicolovius*), den Sie lieben und achten werden, sobald Sie ihn kennen, erwartet davon vorzüglich die günstigsten Einflüsse auf eine künftige Beschaffenheit unserer Geistlichen und das Wiedererstehen theologischer Gelehrsamkeit unter uns und wie sehr ich, ein Anfänger auf dem Katheder und in der Theologie überhaupt, wünsche, durch Ihr Vorbild und Ihre freundschaftliche Nähe mich schneller zu vervollkommen und kräftig mit Ihnen zusammenzuwirken, das hoffe ich, glauben Sie mir gerne und leicht, ohne dass ich noch mehr Worte darüber mache. Kurz Sie würden von allen Seiten mit der innigsten Achtung und der herzlichsten Liebe unter uns aufgenommen sein. Die Verhältnisse der meisten übrigen deutschen Universitäten sind für die Anlage der hiesigen so günstig als möglich. Der

*) Geb. 1767, gest. 1839, Staatsrat im Ministerium des Innern und Leiter der Sektion für Kultus und Unterricht.

Sinn, in dem sie gestiftet wird, ist rein und gut, die jungen Leute, die uns unsere höhere Gymnasien liefern, sind im Ganzen ein ernstmeinendes und liebenswürdiges Geschlecht, und besonders wenden sich jetzt mehr, als sonst geschehen, ausgezeichnete Köpfe zum theologischen Studium, und man findet gar nicht selten einen wahrhaft religiösen Sinn mit dem ernstesten wissenschaftlichen Streben und dem liberalsten Forschungsgeist, wie Sie ihn so sehr zu wecken wissen, verbunden: Kurz ich kann Ihnen auch von unseren Schülern recht viel Freude mit gutem Gewissen versprechen. Ueber die Einrichtung unserer Universität und unserer Fakultät insbesondere kann ich Ihnen freilich noch nichts genaueres sagen, die Pläne werden noch ventilirt, und man lässt sich Zeit in einer so wichtigen Sache. Aber es kann aus dem Geist, in dem man handelt, nichts Schlechtes hervorgehen, und auf die Einrichtung der theologischen Fakultät werden Sie von dem Augenblick an, wo Sie sich für uns entscheiden, Einfluss gewinnen, denn man lässt Ihren Verdiensten, Ihrem Geist und Ihrer Erfahrung die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren und da von unseren hiesigen Geistlichen keiner den mindesten Einfluss auf diesen Gegenstand hat und noch mit keinem auswärtigen Theologen eine bestimmte Unterhandlung eröffnet ist, so würden, je eher Sie sich entscheiden, um desto gewisser wir beide allein den Grund des Ganzen legen können.

Sie sind in Giessen mit lästigen Geschäften überhäuft, hier würde es ganz in Ihrer Gewalt stehen, lediglich dem Lehrstuhl zu leben und dennoch nicht nur durch Ihr persönliches Ansehen, sondern durch die Art, wie bei unserer jetzigen

Organisation Gelehrte zu Rath gezogen werden, auf eine mehr normale Weise Einfluss in die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten und also auch in das weitere Schicksal Ihrer Schüler gewinnen. Was das Privatleben anbelangt, so ist man hier so sehr sein eigener Herr wie sonst nirgends. Es würde Ihnen gewiss nicht an einem kleinen Kreise von Menschen fehlen, die Ihnen sehr lieb sein werden zu Ihrem Umgang, ja ich hoffe sehr, dass auch ich und die Meinigen dazu gehören werden. Von der grösseren Gesellschaft kann sich jeder so sehr zurückhalten, als er nur will, und auch die Gleichheit des Standes und die offiziellen Verhältnisse legen nicht den mindesten Zwang auf und wirklich, Berlin zeichnet sich aus durch eine freundliche und gutmüthige Art, Jeden zu nehmen, wie er ist und schalten zu lassen mit sich, wie er will.

Das Oekonomische ist das letzte, wovon ich Ihnen etwas sage, denn ich weiss wohl, wenn Sie sich nicht durch die Ueberzeugung bewegen lassen, dass Sie hier mehr und weiter wirken können, wenn das freieste Leben Sie nicht reizt, welches sich hier regt und die Hoffnung, welche wir Alle so vorzüglich und ausschliessend auf Sie setzen: Durch Gold werden wir Sie nicht gewinnen. Ein Gehalt von 2000 Thalern bietet man Ihnen gleich an, und ich glaube, es kommt nur auf einen ernstlich geäusserten Wunsch an, so giebt man Ihnen die Zusage, es nach ein paar Jahren oder im Nothfall auch gleich um 500 Thaler zu erhöhen. Dies ist dasselbe Gehalt, welches auch die Königlichen Staatsräthe beziehen, (die eine Nebeneinnahme, wie sie Ihnen die Vorlesungen gewähren können, entbehren müssen) und womit man also, wie Sie sehen, sehr anständig hier leben kann.

Theurer, innig verehrter Mann, ich berge Ihnen nicht, dass ich mit einem guten Glauben, den Auftrag, Sie zu fragen, übernommen habe; es ist mir als werden Sie ja sagen, als könnte es nicht anders kommen. Ich wüsste nicht, was mir lieberes begegnen könnte als Ihre Zusage, aus der ich die herrlichste Vorbedeutung schöpfen würde für eine Sache, die mir so sehr am Herzen liegt. Aber ich weiss auch wenig, was mich so niederschlagen könnte, als wenn Sie verneinen. Ich kenne gar nichts, ich nenne nicht etwa einen, sondern auch nicht zwei oder drei zusammen, die uns Sie ersetzen können. Sagen Sie selbst, wohin sollten wir in dieser traurigen Zeit unsere Blicke richten? Mit etwas Gewöhnlichen richten wir nichts aus: es muss eine grosse Kraft an diesem Punkt angebracht werden, wenn etwas Gedeihliches entstehen soll, aber dann ist auch auf einen herrlichen Erfolg zu rechnen. Möge unser guter Genius Sie regieren, überlegen Sie recht, wie wichtig das hiesige Unternehmen für ganz Deutschland werden kann und wie sehr die ganze Lage unseres Vaterlandes es fordert, die zerstreuten Kräfte auf wenige Hauptpunkte zu sammeln, lassen Sie gegen diese grösseren Motive alle anderen, auch solche, an die das Herz sich am liebsten hängt, aber die man doch als untergeordnet erkennen muss, schweigen, sehen Sie sich ganz als der Sache gewidmet an, die wir gemeinschaftlich treiben, und was Sie so entscheiden, kann, denke ich, nicht anders als nach unsern Wünschen ausfallen.

Es versteht sich, dass ich Ihnen zu allem bereit bin, was Sie etwa noch wissen zu müssen glauben, um Ihren Entschluss zu bestimmen, sowie mich nichts so sehr freuen wird als alle kleinen Dienste,

die ich Ihnen, wenn es günstig für uns ausfällt, werde zu leisten haben.

Nehmen Sie die Versicherung herzlicher Verehrung an.

Schleiermacher.

Dieser warme Appell an den Giessener Gelehrten verfehlte seine Wirkung nicht, Schmidt war geneigt, dem Rufe nach Berlin Folge zu leisten. Am 19. Mai 1810 schreibt ihm Schleiermacher:

„Ihr Brief, mein verehrtester Freund, hat mir grosse Freude gemacht: er nährt eine meiner liebsten Hoffnungen, von der ich mich nur mit grossem Schmerz hätte trennen können, und deren Vernichtung mir und Vielen, die es mit unserem Studium und unserem Institut gut meinen, eine Sorge zurückgelassen haben würde, für die wir nicht gewusst hätten eine Auskunft zu finden. Ueber den Punkt, ob Sie für Berlin passen, wünschte ich, dass Sie sich ganz auf mich verliessen. Denn Ihre dortigen Freunde können Sie freilich besser kennen, aber Berlin nicht so gut, und ich kann Ihnen die Annehmlichkeit, die es in jeder Hinsicht gewährt, nicht stark genug schildern. Wir haben hier doch literarische Männer, ich möchte sagen von jeder denkbaren Gemüthsart, und Jeder findet seine Rechnung. Jeder hat es in seiner Gewalt, die Ansprüche, die die Gesellschaft an ihn macht, so weit zu begünstigen und so sehr einzuschränken, als er will. Auch geht man allgemein von der Voraussetzung aus, dass Amtsverhältnisse durchaus kein geselliges Verhältniss stiften; man kann beides ganz von einander trennen und also ganz nach eigenem Geschmack leben. Das Vaterland sollten Sie doch auch nicht so eng nehmen. Es ist ja gewiss um desto nothwendiger, je mehr es anfängt

zu verschwinden, dass wir, die wir es noch sehen können, nur Deutschland für unser Vaterland gelten lassen; und wenn Sie diesen Gesichtspunkt festhalten, kann Ihnen wohl von dieser Seite kein Bedenken kommen. Ueber Ihr Gehalt brauchen Sie in der That nicht ängstlich zu sein. Man muss in Ihrer Gegend sehr übertriebene Vorstellungen von den hiesigen Preisen haben. Die meisten Staatsbeamten, die mit uns denselben Rang in der Gesellschaft einnehmen, (und ein Staatsbeamter, der eigenes Vermögen besitzt, ist bei uns eine Seltenheit) beziehen kein grösseres Gehalt und haben die Nebeneinkünfte nicht, die uns die Collegien eröffnen. Die Wohnung ist ein sehr unsicherer Massstab in Berlin, denn es macht einen grossen Unterschied, ob man gerade in der schönsten Gegend und in der Beletage wohnen will oder nicht. Jedermann rechnet hier im Durchschnitt den zehnten Theil seiner Einnahmen auf die Wohnung, und dafür werden Sie auch geräumig und angenehm wohnen können. Ein paar meiner Bekannten wohnen in der Beletage in einer der schönsten Strassen, der eine mit einer Familie von sechs Kindern für 250 Thaler. In der Gegend zwischen mir und der Universität glaube ich Sie für 200 Thaler sehr gut logiren zu können. Der sicherste Massstab scheint mir eigentlich das Korn zu sein, dies kostet jetzt in der theuersten Zeit zwischen der Sommersaat und Ernte 1 Thaler und einige Groschen. Das hiesige Scheffel Holz habe ich in einem sehr unheizbaren Hause 3 Zimmer täglich heizend für 100 Thaler gebraucht das Jahr über. Meiner Frau gebe ich für Mittag- und Abendessen, Kaffee, Thee, Zucker, Wäsche und Licht 75 Thaler monatlich — wir haben nämlich zwei Kinder und eine Schwester

bei uns und sind gar nicht für ausserordentliche Oekonomie berühmt (wie meine Frau denn ganz neu in Berlin und städtischer Wirthschaft ist). Hierzu kann ich noch fügen, dass man Ihnen gern 2500 Thaler zugestehen wird. Dies ist, wie ich Ihnen schon gesagt zu haben glaube, das Gehalt der Königlichen Staatsräthe, welche ihrem Geschäfte zufolge gar keine Nebeneinkünfte haben können und der Ordnung nach die dritten Civilbeamten im Staate sind, in dem sie nur noch die Minister und geheimen Staatsräthe über sich haben. Eigentliche Wittwenpensionen werden bei uns nach der neuen Organisation gar nicht gegeben. Den übrigen Beamten bleibt bloss überlassen, ihre Frauen in die allgemeine Wittwenkasse einzukaufen. Für die Universität aber soll eine eigene Wittwenkasse eingerichtet werden, wozu der Universitäts-Fonds den Haupttheil liefern wird und die Professoren nur unbedeutende Beiträge zuschiessen werden. Der Plan wird noch diskutirt, darum bin ich ausser Stande, Ihnen das Nähere zu schreiben. Ich glaube aber, dass Sie über diesen Punkt ebenso ruhig sein können, als ich, der ich mich ganz in demselben Falle befinde.

Möchten Sie mir nun recht bald einen erwünschten Entschluss melden. Wie es mir am Herzen liegt, Sie den unsrigen zu nennen, kann ich Ihnen mit Worten nicht ausdrücken. Recht tüchtig und mit frischem Muth wollte ich mit Ihnen arbeiten und Sie werden gewiss auf alle Weise Freude und Segen von Ihrem Hiersein haben. Ich sehe Ihrer Antwort mit der grössten Sehnsucht entgegen. Von ganzem Herzen der Ihrige.

Schleiermacher.

N. S. Aus dem Messverzeichniss sehe ich, dass — indem ich eine theologische Encyklopädie ankündige — Sie schon eine herausgeben. Bald, hoffe ich, wird sie in meinen Händen sein.“

Humboldt, alsbald unterrichtet von der günstigen Wendung, die die Unterhandlungen mit Schmidt genommen, schrieb am 23. Mai aus Königsberg an Schleiermacher: „Mit den Nachrichten über Schmidt bin ich sehr zufrieden. Auf einen so unbestimmten Antrag liess sich für's erste nicht mehr erwarten, und die jetzige politische Lage Deutschlands trägt vielleicht auch dazu bei, uns den Mann zu gewinnen. Alles hängt jetzt davon ab, ob und wie man ihn berufen kann.“ Indessen war man in Giessen bemüht, den verdienten Mann zu halten. Der Landesfürst verlieh ihm den Titel eines Geheimen-Rats und entband ihn von den drückenden Geschäften der Superintendentur. Auch mochten die Ungunst der politischen Verhältnisse und die Zweifel, die allenthalben über das Unternehmen der Universitätsgründung in Berlin laut wurden, Professor Schmidt bestärken, seine sichere Stelle nicht aufzugeben und den Ruf abzulehnen.

„Ihr Absagebrief“, schreibt Schleiermacher am 20. Juni 1810, „verehrtester Freund, war mir ein recht unerwarteter Schlag. Ich habe wirklich das Beste gehofft von ihren ersten Aeusserungen und mich schon recht in unser Zusammensein und Arbeiten hineingelebt. Aber ehe ich noch die unterstrichene Verneinung gesehen hatte, ahndete ich schon aus der Kürze Ihres Briefes seinen Inhalt. Es ist ein wahres Unglück für unsere künftige Universität, dass Sie sich so bestimmt haben, ein in jeder Beziehung unersetzlicher Schade und für mich — Doch was helfen die leeren Klagen. Ihr

Entschluss ist so bestimmt und so ganz in Rücksichten begründet, auf welche wir hier gar keinen Einfluss haben können, dass das Unglück zu den unabänderlichen gehört. Nun ist aber das zweite übrig: Da Sie nicht kommen wollen, so rathen Sie wenigstens und erlauben Sie mir, das Prädikat Freund, was Sie mir beigelegt haben, durch einige vertrauliche Aeusserungen und Fragen in Anspruch zu nehmen. Mein Hauptgedanke ist, dass unsere theologische Fakultät in Ermangelung eines grösseren Reichthums, der ihr für den Anfang wenigstens gewiss versagt ist, mit einer solchen Trias von Lehrern beginnen müsse, durch welche die drei Hauptfächer, Exegese, Kirchengeschichte, Dogmatik, so weit es sich thun lässt, doppelt besetzt wären. Ich meines Theils werde mich der Exegese und der Dogmatik widmen, in der Kirchengeschichte würde es mir in den ersten Jahren unmöglich sein, Studien zu machen, die mich irgend befriedigen könnten. Gedacht habe ich an de Wette*) und Marheinecke an Schleusner und Münscher. Wissen Sie besser zu rathen, oder wohin würden Sie sich unter diesen am liebsten wenden? Ich kenne die Männer alle nur aus Ihren Büchern, stehe mit keinem von ihnen in irgend einer Verbindung, ausser dass Schleusner mich einmal in Halle besucht und Marheinecke ein paar Mal an mich geschrieben hat; von ihren Lehrgaben weiss ich gar nichts, denn es ist mir früherhin (wie ich denn überhaupt in jedem wissenschaftlichen Sinne, vorzüglich aber was die Theologie betrifft, so sehr

*) de Wette und Marheinecke, Professoren der Theologie in Heidelberg, Schleusner desgl. in Wittenberg, Münscher in Marburg.

eine Spätgeburt bin) nie eingefallen, mich um dergleichen zu bekümmern. Schleusner altert schon, und was kann er ausser auf dem Gebiet der theologischen Philosophie noch leisten? Die letztere Frage gilt wohl auch von de Wette. Marheinecke wird gewiss wie ein geistvoller Mann wirken, aber glauben Sie wohl, dass er bald zu völliger Klarheit und Gedicgenheit kommen wird? Thun Sie doch mir und der Sache die Wohlthat, mir recht bald und recht offen (ich betheuere Ihnen nicht erst, dass Sie vor jedem Missbrauch sicher sind, sondern rechne darauf, dass Sie mir darin vertrauen) Ihre Meinung zu sagen oder Ihre anderweitigen Vorschläge mitzutheilen. Ich habe wohl manchmal meine Augen auch auf Schwaben gerichtet, allein Süsskind*) steht uns wohl zu hoch und zu fest dort, als dass wir ihn sollten abrufen können, und von den beiden noch vorhandenen Flatts**) weiss ich bei meiner geringen theologischen Literatur zu wenig. Ammon***), gestehe ich Ihnen, scheint mir weder von Seiten der Gesinnung noch der Behandlung freundlich genug, um ihn eigentlich zu wünschen. Doch ich will nicht erst noch ein längeres Register durchlaufen, sondern mehr erst abwarten, worauf Sie mein Augenmerk hinlenken werden.

Sie sprechen so bescheiden von Ihrer Encyclopädie, dass ich nun gar nichts von der meinigen sagen mag. Ich habe dabei freilich unsere künf-

*) Ritter v. Süsskind, bedeutender Theologe in Tübingen.

**) Johann Friedrich Flatt, Theologe der biblisch-apologetischen Supranaturalisten-Schule, Carl Christian Flatt, Prälat in Stuttgart.

***) Professor der Theologie in Erlangen.

tigen Studirenden im Auge; ihnen gleich anfangs eine allgemeine Uebersicht ihres Studiums zu geben, schien mir ganz unentbehrlich, und weil mir kein Compendium bekannt war, woran ich mich ordentlich halten konnte, habe ich mich selbst daran begeben. Ich sehne mich aber sehr danach, der Sache enthoben zu sein. Ein Compendium ist für mich eine ganz unversuchte Gattung und scheint mir ungeheuer schwer, so dass ich mich auch schon davon überzeugt, der Zeitaufwand würde in gar keinem Verhältniss stehen mit dem Gewinn, den die Sache davon hätte. Das gilt fast von meiner ganzen Schriftstellerei; ich bin kein Erfinder und sage den Leuten höchstens etwas herzhafter, was sie sich selbst gesagt haben. Mit dem Thimoteus scheint auch dies nicht einmal der Fall zu sein. Indess gestehe ich Ihnen gern, noch finde ich mich nicht veranlasst, von meiner Meinung abzugehen. Dem jungen Plank*) fehlt es bei allen seinen Kenntnissen doch durchaus an dem kritischen Tact, um das Gewicht gewisser Gründe zu fühlen, wie ich aus den Ansichten schliessen muss, bei denen er sich beruhigt, und es ist ein gar jugendlicher Uebertrieb am Ende der sonst herzlich trockenen Schrift, dass er die Frage aufwirft, ob es wohl auch mit der ganzen Sache mein Ernst möchte gewesen sein. Eine ganz kecke Zuversicht habe ich auf die Briefe des Titus auch nicht, aber ich habe bis jetzt noch nirgend so bestimmte einzelne Anstösse gefunden. Schade bleibt es doch für mich um alles, was ich noch hätte lernen können, wenn Sie hierher gekommen wären. Lassen Sie mich

*) Professor in Göttingen.

wenigstens hoffen, dass mein Zusammenhang mit Ihnen nicht ganz werde abgebrochen werden.

Von ganzem Herzen der Ihrige.

Schleiermacher.“

An Nicolovius, der nach Humboldts Rücktritt (14. Juni 1810) die Leitung der Kommission zur Einrichtung der Universität übernommen hatte, schickte Schleiermacher Schmidts Absageschreiben mit den Worten: „Es thut mir sehr wehe, dass ich Ihnen inliegenden Brief zuschicken muss. Leider ist das Nein so bestimmt und in so gar keiner Beziehung auf die von Schmidt geäusserten Wünsche, dass ich alle Hoffnung aufgeben muss. Guter Rath wird nun teuer genug sein, wir werden keinen finden, der uns diesen ersetzen könnte, und uns statt seiner mit mehreren minder trefflichen behelfen müssen“ *).

1813 übernahm Schmidt das Direktorat des neu gegründeten philologischen Seminars in Giessen. 1820 wurde er in den ersten konstitutionellen hessischen Landtag gewählt. Der Grossherzog ernannte ihn zum Prälaten. Allein fortdauernde Kränklichkeit zwang ihn, seine vielseitige Thätigkeit immer mehr einzuschränken. 1831 wurde er durch den Tod von qualvollen Leiden erlöst. —

Auf dem Gebiete der Kirchengeschichte hat Schmidt das unbestrittene Verdienst, im Gegensatz zu dem im 18. Jahrhundert zur Herrschaft gelangten oberflächlichen Pragmatismus, neue Bahnen eingeschlagen und vor Allem auf gründliches Quellenstudium und objektive Darstellung gedrungen zu haben **).

*) An Schmidt's Stelle erklärten sich Marheinecke und de Wette bereit, nach Berlin zu kommen.

**) Vgl. Allg. deutsche Biogr. „J. E. Chr. Schmidt“.

In seinen philosophischen Schriften bekennt sich Schmidt mit einer gewissen Vorsicht zu keinem bestimmten System. Offenbar fühlt er sich als Theologe wie Herder lebenslang von einem Zwiespalt bedrückt. Dessenungeachtet tritt er mannhaft für die Freiheit der philosophischen Forschung ein. Die Philosophie ist ihm die Führerin zur Weisheit und Sittlichkeit, die erhabenste aller Wissenschaften, die den entscheidendsten Einfluss auf das praktische Leben hat. Die spekulativen Untersuchungen der kritischen Philosophie sind ihm zur sicheren Begründung der Rechts-, Sitten- und Religionslehre unentbehrlich. Nur durch eine vernünftige Aufklärung können unsere Gedanken und Gefühle ihre nähere Deutung und Richtung bekommen. „Fragt mich nicht“, ruft Schmidt aus, „ob ich Kantianer oder Fichtianer bin. Macht erst aus, was wahr und unwahr ist, denn diese Frage ist für den Menschen vor allem wichtig!“ Rastloses Ringen nach Wahrheit gab den Werken Kant's und Fichte's Ziel und Inhalt. In diesem idealen Kampfe steht Schmidt, ein ehrlicher Streiter, neben seinen grossen Zeitgenossen.





Blücher 'in Giessen.

s war an einem der ersten Novembertage des Jahres 1813. Eine dichtgedrängte Menge füllte die Aula der Giessener Universität: Professoren, Studenten, Bürger der Stadt, Soldaten und allerlei Landvolk in buntem Durcheinander. Das Katheder bestieg ein Offizier der preussischen Gardejäger und hielt eine begeisterte Ansprache an die Versammlung. „Der Erbfeind ist aufs Haupt geschlagen“, rief er, „die verhassten Ketten sind gesprengt, das deutsche Volk ist frei. Die Väter werden ihre Söhne in den heiligen Kampf schicken, die Mütter werden ihnen die Waffen in die Hand drücken, kein Opfer wird verschmäht werden, die akademische Jugend wird die Hörsäle verlassen, um siegreich und neugestärkt zu ihren Studien zurückzukehren“. — Obwohl der Redner das Gefühl hatte, dass seine Worte Eindruck machten, war er sich doch bewusst, dass auch zahlreiche Franzosenfreunde unter die Versammlung sich gemischt hatten. An diese wandte er sich mit erhobener Stimme: „Und wenn die Einrichtungen, welche die Franzosen trafen, noch so klug, wenn die Missbräuche, die sie abschafften, noch so drückend waren, so solltet

ihr zum Danke sie dennoch auf Leben und Tod bekämpfen und aus dem Lande jagen, denn für ein Volk gibt es kein grösseres Elend, kein zerstörenderes Unglück, als sich von Fremden beglücken zu lassen“.

Die Haltung des preussischen Offiziers, seine ganze Erscheinung deuteten darauf hin, dass er nicht in des Königs Rock hineingewachsen war, dass vielmehr ausserordentliche Umstände ihn in die Uniform gesteckt hatten. In der That war der Redner niemand anders, als der berühmte Schellingianer Professor Henrik Steffens, ein geborener Norweger, der den Lehrstuhl in Breslau im Stiche gelassen und in flammender Begeisterung für die deutsche Sache zum Degen gegriffen hatte. Im Gefolge Blüchers, dessen Stab er zugeteilt war, hatte er zugleich mit dem Feldmarschall am 3. November das Weichbild der Stadt Giessen betreten.

Die Kriegslage sei zunächst in kurzen Strichen gezeichnet. Auf der Heerstrasse, die an den Abhängen des Thüringer Waldes und des Rhöngebirges sich hinziehend die Handelsemporien Leipzig und Frankfurt mit einander verbindet, suchte Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig mit den Trümmern seines Heeres das Rheinufer zu gewinnen. Nach der furchtbaren Niederlage, welche die Franzosen erlitten, war es einzig die Energie Napoleons, die die aufgelösten Colonnen zusammentrieb und die Ordnung einigermassen wieder herstellte. Der grosse Feldherr verlor in dieser kritischen Lage keinen Augenblick die Zügel aus der Hand. Mit einer Ortskenntniss, um die ihn die Generalstabsoffiziere der Alliierten beneiden konnten, gab er im fremden Lande jedem Corps, jeder Division, ja jedem Regiment die Marschroute an. Napoleons Macht war immerhin noch so gross, dass er die Heermasse des Generals

Wrede am 30. und 31. Oktober bei Hanau durchbrechen und am 2. November mit 60,000 Mann, die ihm von 300 000 verblieben waren, bei Mainz den Rhein überschreiten konnte. Den Alliierten war die Aufgabe zugefallen, den Sieg bei Leipzig zu nützen und den Feind zu verfolgen. Schwarzenberg schlug mit dem böhmischen Heere die bequeme Kunststrasse über Naumburg, Weimar, Erfurt und Gotha nach Frankfurt ein, während Blücher angewiesen wurde, sich mit dem schlesischen Heere auf schlechten Landwegen über Weissenfels, Freiburg a. d. Unstrut, Langensalza und Eisenach nach Fulda zu begeben. Er sollte womöglich den Franzosen zuvorkommen oder wenigstens auf gleicher Höhe mit ihnen marschieren und ihren Rückzug beunruhigen. Schwarzenberg betrieb die Verfolgung des Feindes so lässig, dass er fortwährend drei bis vier Tagemärsche hinter den Franzosen zurückblieb und erst in 14 Tagen behaglichen Dahinschlenderns den Rhein erreichte. Anders der Feldmarschall Blücher. Er rückte in Eilmärschen vor, drängte sich hart an den Feind heran und würde wahrscheinlich einen entscheidenden Schlag geführt haben, wenn ihn nicht in Fulda der unsinnige Befehl des Generalissimus getroffen hätte, von der planmässigen Route abzuweichen und durch den Vogelsberg nach Giessen und Wetzlar zu marschieren. Die Ordre Schwarzenbergs war angeblich von der Besorgnis diktiert, Napoleon werde sich in Folge der Position des Generals Wrede bei Hanau bestimmen lassen, den Rückzug über Frankfurt und Mainz aufzugeben und südlich oder nördlich vom Vogelsberg über Giessen und Wetzlar nach Koblenz zu eilen. Blücher gehorchte widerwillig und gab folgende Marschdisposition:

„Das Corps von Sacken marschirt den 31. Oktober nach Schlitz und Lauterbach, den 1. November nach Grünberg und Umgegend, den 2. November nach Giessen.

Das Corps des Grafen Langeron den 31. Oktober nach Klein-Lüder jenseits Fulda und auf die nächsten Orte bis Fulda rückwärts, um 8 Uhr des Morgens.

Das Corps von York marschirt den 31. Oktober des Morgens um 6 Uhr über Fulda bis Neuhof und Umgegend, den 1. November bis nach Saalmünster und Umgegend“.

Aus einem im Rathause zu Ulrichstein im Vogelsberg aufgefundenen Schriftstück, das ein Verzeichnis der Gemeinde-Kriegsfuhren von 1813—1815 enthält, erfahren wir, dass Blücher am 2. November in Ulrichstein eintraf und von dort am folgenden Tage „in Ermangelung anderer Fuhrleute“ von den Bürgern Heinrich Koller und Georg Hoffmann in einer Equipage nach Giessen befördert wurde. Vom 3. bis 7. November befand sich das Hauptquartier des Feldmarschalls in Giessen. Die Abschwenkung der schlesischen Armee über den Vogelsberg hatte Napoleon ganz unerwartet der Gefahr enthoben, von zwei Gegnern angegriffen, vielleicht zermalmt zu werden.

Wenige Tage vor der Ankunft Blüchers in Giessen, am 30. Oktober, brachte das offizielle Organ der hessischen Regierung, die „Grossherzoglich Hessische Zeitung“, die erste kleine, vorsichtig gehaltene Notiz über die Völkerschlacht bei Leipzig. „Die Bayreuther Zeitung vom 22. d.“, heisst es, „und nach derselben die Nürnberger, Augsburger Blätter geben vorläufige Nachricht von grossen Vortheilen, welche die Alliirten am 16., 17. und 18. ds. in der Gegend von Leipzig erfochten haben sollen. Die officiellen Berichte über diese Begebenheiten hat man

noch nicht“. Aber schon am 6. November veröffentlichte das Regierungsblatt folgenden Erlass des Staatsministeriums: „Nachdem des Grossherzogs von Hessen, unsres allergnädigsten Souveräns Königliche Hoheit Sich bewogen gefunden haben, mit den gegen Frankreich verbündeten und im Krieg stehenden Mächten unterm 2. dieses Monats eine vorläufige Allianz-Convention abzuschliessen, durch welche Se. Königliche Hoheit aus den bisher mit Frankreich bestandenen Konföderations-Verhältnissen getreten und der Sache der gegen Frankreich verbündeten Mächte beigetreten und Mitallirter derselben geworden sind: so wird solches allen Dienern, Unterthanen und Angehörigen im ganzen Grossherzogthume zur Nachricht und Nachachtung hierdurch zu dem Ende öffentlich bekannt gemacht, dass sie alle in die Grossherzoglichen Lande einrückenden Truppen der alliirten Mächte als ihre treuen Freunde anzusehen, sie bestens aufzunehmen und sich von ihnen eine diesen Verhältnissen ganz entsprechende Behandlung zu gewärtigen haben“.

Ueber die Stimmung, die zur Zeit der nationalen Erhebung die leitenden Kreise der Universitätsstadt Giessen beherrschte, liegt uns zunächst der Bericht des preussischen Feldgeistlichen Dr. Rhesa vor, der in Giessen im Quartier lag und zu den Professoren in gesellige Beziehungen trat. „Die Universität Giessen“, vermerkt Dr. Rhesa in sein Tagebuch, „ist in vielen Stücken Antipode von Marburg: dort war der Patriotismus Feuer und Flamme, hier herrscht Lauigkeit und Kälte, wie denn überhaupt Hessen-Darmstadt durch Anhänglichkeit an Frankreich sich ausgezeichnet hat. Ein Professor Namens Crome hat sogar eine Schmähschrift auf die Verbündeten geschrieben, dagegen ist der patriotische

Aufruf Wachlers aus Marburg wie eine Prophetenstimme voll Geist und Leben“. An einer anderen Stelle sagt Dr. Rhesa: „Vor einigen Tagen fiel mir die gedruckte Predigt eines hessischen Geistlichen, die er im Jahre 1807, nach der Schlacht bei Friedland gehalten, in die Hände. Sollte man glauben, dass der Hauptsatz also lautet: ‚Das Unglück unsrer Feinde (der Preussen) ist unser Glück geworden?‘ Ein kalter Schauer überlief mich bei diesen unchristlichen Gedanken“.

Unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig erfuhr Blücher von der Existenz eines Franzosenschwärmers, der in der Gelehrtenwelt als Kameralist und Nationalökonom eine hervorragende Stellung einnahm und eine Zierde der Giessener Universität war. Blücher wurde auf dem Marsch durch das Unstrutthal im Schloss des Grafen Werthern zu Beichlingen einquartiert. Henrik Steffens, der ebendasselbst Unterkunft gefunden hatte, erzählt in seinen Memoiren: „Der Graf war abwesend, die Gräfin empfing Blücher und für alle wurde auf eine gastfreundliche Weise gesorgt. Ich hatte mich auf die mir angewiesene Stube zurückgezogen, um einigermaßen anständig der Dame des Hauses gegenüber zu erscheinen. Als ich zu Blücher hereintrat, fand ich ihn sehr entrüstet, man hatte irgendwo eine Schrift entdeckt von dem Professor Crome in Giessen. Der Titel war, wenn ich mich recht erinnere, „Deutschlands Errettung durch die Schlacht bei Lützen“. In dieser Schrift wird die genannte Schlacht als ein völlig entschiedener Sieg Napoleons dargestellt, der einen jeden bedeutenden Widerstand der Preussen und Russen unmöglich machte. Wohl mochten die Bulletins über diese Schlacht, die mir unbekannt geblieben sind, eine solche Ansicht veranlassen. Dieser deutsche

Professor schilderte nun die glückliche Zukunft Deutschlands, da die weisen Pläne des grossen Herrschers keine Hindernisse mehr fänden. Ich habe die Schrift selbst nicht gelesen, dass sie Blücher und seine Umgebung erbitterte, war natürlich“. Als Blücher nach Giessen kam, hatte sich Professor Crome aus dem Staube gemacht. „Die nationale Aufregung“, sagt er in seiner Autobiographie, „gereichte den Deutschen zur Ehre, und nur die Wahrnehmung einer Beimischung selbstischer Absichten konnte den Besonnenen von der unbedingten Zustimmung zurückhalten. Allein bei dem feurigen Schwung, den der deutsche Nationalgeist auf einmal erhielt, war an eine ruhige und billige Beurtheilung der mit vieler Mässigung abgefassten Schrift, die wider mein Wissen und Willen war gedruckt worden, nicht zu denken; es war vielmehr vorauszusehen, dass die Gegner der Franzosen schonungslos gegen den Verfasser losbrechen würden. Desshalb beschloss ich, dem ersten Sturm auszuweichen und eine gelehrte Reise in die Schweiz zu machen“.

Sobald Blücher in Giessen von der Flucht Crome's Kenntniss erhalten, liess er durch Steffens dem akademischen Senat erklären, Crome könne getrost zurückkehren. Was solch „ein Lump“ denke, sei sehr gleichgültig. Die Billigkeit fordert zu hören, was Crome zu seiner Verteidigung anführt. Vier Wochen vor der Schlacht bei Lützen, erhielt er ein Schreiben aus dem französischen Hauptquartier, worin man ihn aufforderte, eine Flugschrift aufzusetzen, deren Haupttendenz sei, die deutschen Völker vor Aufruhr und Empörung gegen die französischen Freunde zu warnen. Es sollte darin betont werden, dass der Kaiser Napoleon nach wiederhergestelltem Frieden der

deutschen Nation Ruhe und Schutz gewähren und weder die Fürsten noch ihre Unterthanen in ihren Gerechtsamen verkürzen werde. Der Kaiser werde durch Güte und Liberalität die Liebe der deutschen Nation sich zu erwerben wissen. „L’empereur se fera aimer des Allemands“, wie es in dem Schreiben wörtlich lautete. Crome vertritt die Ansicht, viele angesehene Gelehrte hätten den französischen Auftrag sofort angenommen, er habe indessen mit der zusagenden Antwort bis nach der Schlacht bei Lützen gezögert. Als man ihn dann französischerseits aufs heftigste bedrängte, habe er sich der Sache nicht länger entziehen können und die verlangte Flugschrift „aus Liebe und Anhänglichkeit“ für seinen Souverän concipiert. Wahrlich aus „Liebe und Anhänglichkeit“, versichert er, denn eine Anfrage an den Grossherzog in dieser Angelegenheit hätte den hohen Herrn in die grösste Verlegenheit setzen müssen. Sein zustimmendes Votum hätte beim deutschen Publikum das unliebsamste Aufsehen erregt, eine ablehnende Erklärung hätte den Grossherzog der Empfindlichkeit seines Verbündeten, des Kaisers Napoleon, ausgesetzt. Crome behauptet weiter, die erste, keineswegs zur Veröffentlichung bestimmte Niederschrift seiner Broschüre sei ihm abgedrungen und ohne seine Genehmigung in Druck gegeben worden, Honorar habe er niemals dafür erhalten. „Nach der Schlacht bei Leipzig“, berichtet Crome, „fiel nun alles über diese Schrift und deren Verfasser her; selbst viele derjenigen, von welchen sie vorher gelobt worden war. Diese schwachen Menschen glaubten dadurch sich selbst sicher zu setzen und vergessen zu machen, dass sie früher dieselben Grundsätze geäußert hatten und nun nach den Zeitumständen modelten“. Als Crome von seiner Urlaubsreise nach

Giessen zurückkehrte, warfen ihm die Studenten die Fenster ein, sein Name wurde, wie der Kotzebue's auf die Liste der Proscribirten gesetzt und die Sicherheit seiner Person war so gefährdet, das das hessische Staatsministerium ihn in seinem eigenen Interesse ersuchen musste, seine Vorlesungen einzustellen. Lange Zeit verging, ehe sich die hochgehenden Wogen der Erregung legten und Crome seine Lehrthätigkeit an der Giessener Universität wieder aufnehmen konnte.

Um zu einem objektiven Urtheil in dieser Affaire zu gelangen, ist es notwendig, in gedrängter Form den Inhalt der Broschüre zu reproduzieren, die dem alten Blücher und allen guten Patrioten die Zornesröthe ins Gesicht getrieben hatte. Der Titel des Elaborats lautet: „Deutschlands Krise und Errettung im April und Mai 1813“. Die Einleitung ist ein Panegyrikus auf Napoleon. „Wohl dem Volke“, heisst es, „dessen Schicksal die Vorsehung in die Hände eines grossen und weisen Mannes legte, der Kraft mit Willen, Weisheit mit Energie, die höchste Intelligenz mit der schnellsten Entschlossenheit verbindet. Solche Helden sind zum Regieren geboren, sie sind Werkzeuge der Vorsehung, um ihren Zeitgenossen die Bahn vorzuzeichnen, die sie wandeln müssen. Heroen, die in Deutschlands Schicksal eingriffen, waren Karl der Grosse, Gustav Adolf und Napoleon der Einzige. In der Schlacht bei Lützen am 2. Mai 1813 entschied der Kaiser Napoleon darüber, ob künftig in unserem Vaterlande russisch-asiatische oder deutsch-fränkische Cultur herrschen solle Nach der Ansicht mancher Leute — sie sind freilich nicht ernsthaft zu nehmen — verfolgt die Invasion der nordischen Mächte den Zweck, Deutschland in ein grosses selbständiges Reich umzuwandeln. Das

sind Hirngespinnste von Utopisten! Ja, ein ungetheiltes Deutschland mit einem Karl dem Grossen oder einem Napoleon an der Spitze, das könnte wohl ein unabhängiges, von auswärtigen Einflüssen freies und das europäische Gleichgewicht erhaltendes Staatsgebilde ausmachen. Allein die Geschichte unseres Vaterlandes und aller Föderativstaaten lehrt, dass das zersplitterte, in der Mitte von Europa liegende Deutschland niemals ohne den mächtigen Einfluss eines auswärtigen benachbarten Staates existiren kann. Und welche Macht ist berufener, Deutschland zu beschützen, als Frankreich, dessen Cultur und Sitten mit den unsrigen am meisten übereinstimmen, dessen Heere immer in einigen Tagen mitten in deutschen Landen stehen können, dessen vitale Interessen heischen, Deutschland als Vormauer an seinen östlichen Grenzen aufrecht zu erhalten? Und wer könnte wohl anders Deutschlands Protektor sein als der grosse Stifter des rheinischen Bundes, der durch seine glorreichen Siege schon so manche Gefahr von unserm Vaterlande abgewandt hat?“

Crome's Schrift macht nicht, wie er uns in seiner Autobiographie glauben machen will, den Eindruck eines flüchtigen Concepts, sondern einer wohldurchdachten, lange überlegten Arbeit, und die Geschichte von dem Manuskript, das ihm aus den Händen gewunden und brühwarm in die Druckerei geschickt worden war, beruht sehr wahrscheinlich auf freier Erfindung. Es ist charakteristisch für Crome's politischen Standpunkt, dass ihm Preussen und Russen als Kulturfeinde vollkommen identisch sind. In seinem Kopfe — und er zählte in engeren und weiteren Kreisen viele Gesinnungsgenossen — hatte die Idee eines einigen Deutschlands keinen Platz, er verweist sie als Ausgeburt kranker Gehirne geradezu ins

Tollhaus. Frankreich ist ihm das Land der aufgehenden Morgenröte, Frankreich gehören alle seine Sympathien, und die Lohe, die von Westen her Deutschland überflammt, hat ihn geblendet. Aber was man ihm auch vorwerfen mag, Crome war, wie er sich selbst rühmt, der treue Diener seines Herrn. In der Stunde der Not hatte er im Auftrage seines Landesherrn durch den ihm befreundeten Bernadotte Unterhandlungen mit dem französischen Direktorium angeknüpft und für seinen Souverain mit Mut und Ausdauer grosse Vorteile errungen. Ob seine Begeisterung für Napoleon wirklich so gross war, als wir nach seinen Bekenntnissen anzunehmen geneigt sind, möge dahingestellt bleiben. War seine Schwärmerei für den genialen Korsen ehrlich gemeint, so theilte er sie mit einer grossen Zahl Deutscher, die an eine Weltmission Napoleons glaubten, ja ihn als eine Art Fatum verehrten. Man erinnere sich nur der Worte, die der grösste deutsche Dichter nach zweimaliger Begegnung mit Napoleon aussprach: „Ich will gerne gestehen, dass mir in meinem Leben nichts höheres und erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf solche Weise zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterhaltung einzulassen, so kann ich sagen, dass mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, gleichsam gelten liess und nicht undeutlich ausdrückte, dass mein Wesen ihm gemäss sei, wie er mich denn auch mit besonderer Gewogenheit entliess und das zweitemal in Weimar die Unterhaltung in gleichem Sinne fortsetzte, so dass ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, dass, wo ich ihm auch irgend wieder begegne, ich ihn

als meinen freundlichen und gnädigen Herrn finden werde“.

Professor Crome war übrigens Realpolitiker und Diplomat genug, um andere Saiten aufzuziehen, als die Dinge sich zu Deutschlands Gunsten gewandt hatten. „Schon in der Schweiz“, schreibt er, „hatte ich mich innigst über die Befreiung meines Vaterlandes von dem französischen Joche gefreut, aber den Schwindel konnte meine Vernunft nicht billigen, mit dem man jetzt lauter goldene Tage für Deutschland erwartete.“ Und in der Einleitung zu seinem 1817 edierten Buche „Deutschlands und Europas Staats- und Nationalinteresse“ sagt er: „Frankreich, ein Koloss unter den Staaten Europas, welcher den ganzen Kontinent zu unterjochen drohte, wird in kurzer Zeit gestürzt; dies ungeheure Reich, durch zwanzigjährige Eroberungen zum Uebermass vergrößert, wird mit Blitzesschnelle in seine alten Grenzen zurückgedrängt, ein glorreicher Friede für die verbündeten Mächte wird in zwei aufeinander folgenden Jahren mit Grossmuth gegen die Besiegten geschlossen, und dadurch das längst gewünschte politische Gleichgewicht in Europa wieder hergestellt, welches einen Beharrungszustand des Friedens und der Ruhe für alle europäischen Staaten verspricht: wer ist es, dessen Herz bei diesem grossen Ereignis nicht hoch aufschlägt, der nicht mit Bewunderung, Dank und Freude erfüllt wird?“ — Im Rahmen dieses Aufsatzes konnte das Bild Professor Crome's nur mit flüchtigen Strichen gezeichnet werden, aber es würde der Mühe lohnen, aus seinen zahlreichen Werken und seiner Autobiographie eine ausführliche Charakteristik des vielgestaltigen Kameralisten und Nationalökonomien zu gewinnen. 44 Jahre wirkte Crome als Dozent an der Giessener Universität. Selten mag

ein Akademiker so viele Beweise allerhöchster Anerkennung empfangen haben als dieser weltgewandte Hofmann und Gelehrte*). Von der Parteien Hass und Gunst getragen, steht er im 79. Jahre noch wetterfest und ungebrochen da. In einer Regung von Nationalstolz wird man sich leicht bestimmen lassen, das Anathem über ihn auszusprechen, aber man wird zu einer milderer Beurteilung seines Thuns und Lassens gelangen, wenn man darauf Bedacht nimmt, dass es die Ideen zahlreicher grosser und kleiner deutscher Politiker waren, zu deren Dolmetscher er sich machte. Man vergegenwärtige sich nur die Worte und Thaten des Historikers Johannes von Müller, man rufe sich die Antwort des deutschen Königs von Sachsen auf die Ansprache des Dresdener Magistrats ins Gedächtnis zurück: „An ihn, den Sieger von Lützen, richtet euren Dank; Er rettete Sachsen und befreite Deutschland von seinem Untergange!“

„Mit einem frohen Bewusstsein“, schliesst Crome seine Lebensbeschreibung, „blicke ich nun auf mein bisheriges Leben zurück, welches zwar durch mancherlei Stürme sehr bewegt, aber auch nicht arm an Erfahrungen und Begebenheiten war, deren Erinnerung mir Freude gewährt; auch schmeichle ich mir, als öffentlicher Lehrer sowohl wie auch als Schriftsteller sagen zu dürfen: non omnis moriar!“

Auf Blüchers Befehl begab sich Steffens von Giessen in das Königreich Westfalen, um dort für die nationale Erhebung zu wirken und die Bürger gegen die französischen Eindringlinge zu bewaffnen. Schon in Marburg, erzählt Steffens, empfing ihn, im Gegensatz zu Giessen, jubelnde Begeisterung.

*) Vgl. S. 41: Professor Crome.

Kaum hatte sich dort abends die Nachricht seiner Ankunft verbreitet, als ihm die Bürger- und Studentenschaft einen solennen Fackelzug brachte. Die Ansprache des preussischen Emissärs an die Menge zündete dermassen, dass der „Maire“ bei dem wachsenden Tumult für das Leben der Franzosenfreunde, die die Stadt beherbergte, zu zittern begann. Marburg und Giessen, nur wenige Wegstunden von einander entfernt, zeigen in dieser bedeutenden Epoche eine ganz entgegengesetzte Physiognomie. Marburg, obwohl unter französischer Herrschaft, fühlt sich Preussen innerlich verbunden, Giessen steht noch unter dem Bann Napoleons und der Gloire der grossen Nation. Dem ganzen südlichen Deutschland galt Napoleon als der prädestinierte Beherrscher des europäischen Kontinents. Die Vornehmen und Gebildeten überboten einander, französische Sitte und französisches Wesen nachzuahmen, und die Empfindung für ein grosses unabhängiges Deutschland war vollkommen erstorben. Es ist bezeichnend für den Fatalismus, der sich damals im Süden des Vaterlandes der Gemüter bemächtigt hatte, dass selbst nach dem unglücklichen Ausgang des russischen Feldzuges jede Auflehnung gegen die französische Gewaltherrschaft als Wahnwitz verschrieen wurde. Da plötzlich hallt von den Ostmarken Deutschlands der Ruf „Freiheit!“ herüber, Preussen greift zu den Waffen, Blücher siegt an der Katzbach, und bei Leipzig wird der unüberwündliche Napoleon niedergeworfen. Noch hat sich das südliche Deutschland von seinem Staunen nicht erholt, da steht der alte Blücher schon mit seinen siegreichen Schaaren am Rhein, der greise Held, durch seine machtvolle Persönlichkeit dazu ausersehen, die Idee der Freiheit bis zur Begeisterung zu steigern. Blücher stellte nach

Steffens' Wort das völlig Inkommensurable des Freiheitskämpfers dar, der strenge Sittenrichter wird manches an ihm tadeln, aber er war die Triebkraft des ganzen Krieges. Er war der Mann des Augenblicks, und die Art, wie ihn der Moment ergriff, riss wie ein wilder Strom alles mit sich fort. Sein Voratz war Napoleons Vernichtung. Der Hass gegen den Tyrannen verschmolz sich bei ihm mit der zum Instinkt gewordenen Ueberzeugung, dass er berufen sei, den Kaiser der Franzosen zu stürzen. Er war kein Mann der ehrgeizigen Reflexion und die Künste der Diplomatie waren ihm fremd, aber in seiner Heldengestalt lebten die alten Erinnerungen an die Ruhmesthaten des preussischen Heeres wieder auf. Er repräsentierte den *furor teutonicus* und sein „Vorwärts!“ war der Zaubersporn, der seine Soldaten mit Sturmesgewalt in den Vernichtungskampf gegen die Franzosen trieb.

Der Krieg hatte, wie an den meisten deutschen Hochschulen, auch in Giessen die studierende Jugend versprengt. Die Frequenz-Ziffer der Giessener Universität war im Jahre 1813 auf ein Minimum zurückgegangen. Das Rektorat lag in den Händen des Mathematikers Kämmerer. Dieser erliess am 29. Oktober folgende Bekanntmachung:

„Da die Zeitumstände und vorzüglich die Sperrung der Kommunikation mehrere hiesige Studirende abgehalten haben, zu der für den Anfang der Vorlesungen bestimmten Zeit hier einzutreffen, so hat der akademische Senat aus Rücksicht auf deren Interesse den unfehlbaren Anfang dieser Vorlesungen auf Montag den 8. November festgesetzt.“

Inzwischen hatten Rektor und Senat dem Feldmarschall Blücher ihre Aufwartung gemacht und von diesem, wie aus einem von der Universität be-

wahrten Aktenstück hervorgeht, die Zusicherung erhalten, dass er die Universität und aus dieser „Rücksicht die ganze Stadt in seinen besonderen Schutz nehmen werde“. Der Rektor veröffentlichte daraufhin folgendes Edikt: „Die Vorlesungen auf hiesiger Universität werden nunmehr nicht den 8., aber ganz bestimmt den 15. dieses Monats ihren Anfang nehmen. In Folge der von der Generalität der alliirten Armeen ausdrücklich erhaltenen Versicherungen kann man allen Studirenden, welche sich entweder schon hier befinden oder noch hierher begeben wollen, eine völlig ungestörte Ruhe bei ihren Studien verbürgen.“ Ein Blick in die Matrikel der Universität belehrt uns, dass der Zuwachs an Studenten zu Beginn des Wintersemesters 1813/14 nur die Zahl 32 erreichte. Der Rektor nahm die Anwesenheit Blüchers in Giessen wahr, in einer für Stadt und Universität gleich bedeutsamen Angelegenheit seine Unterstützung zu erhalten. Das sogenannte „Zeughaus“ der Stadt war in ein Lazareth für preussische und russische Truppen umgewandelt worden. Die Belegziffer schwankte zwischen 500, 1300 und 2600 Kranken. Ein typhöses Fieber, das unter den eng zusammengepferchten Verwundeten grassierte, forderte auch unter der Einwohnerschaft der Stadt zahlreiche Opfer. Der Rektor bat nun Blücher, die Verlegung des Lazareths nach Arnsburg*) zu befürworten, allein der Feldmarschall war in dieser Sache nicht kompetent, sie gehörte vielmehr vor das Forum der General-Intendantur in Frankfurt a. M. Nachdem sich die Unterhandlungen bis zum Herbst 1814 hingezogen hatten, kam der Entscheid, dass das Lazareth in Giessen zwar zu entlasten, um seiner günstigen Lage willen aber dort zu belassen sei.

*) Kloster Arnsburg bei Giessen.

Blücher war in Giessen nicht müssig. Kaum hatte er von der Schlacht bei Hanau und von Napoleons Rheinübergang sichere Kunde erhalten, als er seinem Stab einen Plan vorlegte, der nichts geringeres bezweckte, als unverzüglich mit der schlesischen Armee den Rhein zu überschreiten, Holland und Brabant zu erobern und alsdann in Frankreich einzufallen. Bei vollen Bechern genoss man in Giessen die Vorfreude der kühnen Kriegsfahrt. Den thüringischen Dichter Adolf Bube*) hat das Trinkgelage der Kriegshelden in Giessen zu einem Poem begeistert, das den Titel trägt:

„Blücher in Giessen.“

„Der greise Marschall Vorwärts sass
Im Hauptquartier zu Giessen
Und liess ins grüne Römerglas
Johannisberger fließen.
Er trank im vollen Zug den Wein
Und rief: Auf, stimmt freudig ein,
Wir setzen schleunig übern Rhein.

Da rückten schnell der Gneisenau,
Der Müffling und der Rühle
Wie auf's Kommandowort genau
Und mit Geräusch die Stühle.
Sie tranken vollen Zugs den Wein
Und stimmten alle freudig ein:
Wir setzen schleunig übern Rhein.

Drauf strich sich nach Husarenart
Der alte Held und Zecher
Nach rechts und links den grauen Bart
Und hob aufs neu' den Becher,
Er trank im vollen Zug den Wein
Und rief: Stimmt wieder freudig ein,
Wir ziehen nach Paris hinein.

*) Geb. 1802 in Gotha, gest. daselbst 1873.

Das schlug so tief wie Wetterblitz
Ins Herz der Generale,
Sie sprangen auf von ihrem Sitz,
Die Hand am Schlachtenstahle.
Sie tranken vollen Zugs den Wein
Und stimmten alle jubelnd ein:
Wir ziehen nach Paris hinein.

Und aus dem Hauptquartiere drang
Ins Heer das wärmste Leben,
„Am Rhein, am Rhein“ erscholl Gesang,
„Da wachsen unsere Reben,
Feldmarschall Vorwärts schlägt darein,
Er führt uns siegreich über'n Rhein,
Nach Frankreich, nach Paris hinein.“

Das Lied ist von Wilhelm Tschirch in Musik gesetzt worden.

Es ist uns ein Brief Blüchers aus Giessen vom 4. November erhalten, worin die Situation von ihm, wie folgt, geschildert wird: „Das grosse uns vorge-setzte Unternehmen ist ausgeführt, die Franzosen sind über den Rhein. Es hat ein grosses Versehen stattgefunden; sonst wäre der grosse Napoleon mit dem Rest seiner ungeheuren Armee vernichtet worden. Bei Hanau hat er sich durchgeschlagen, obgleich der baierische General Wrede Alles gethan, um ihn nicht durchzulassen, so war er doch zu schwach, um ihn gänzlich ufzureiben. Ich folgte dem französischen Kaiser beständig uf der Chaussee und kam täglich in das Quartier, was er verliess. Hätte man mich uf diesen Wege gelassen, so war ich am Feinde und griff ihn im Rücken an, wie er sich mit Wrede engagirte. Aber Gott weiss warum, genug, ich erhielt Ordre, von Philippsthale meine Direction auf Giessen zu nehmen, und die Haupt-armee wollte mit ihrer Avantgarde den Feind folgen. Diese Avantgarde aber war zwei Märsche hinter

mich und kam zu spät, um Wrede beizustehen, und so entkam der wirklich eingefangene Kaiser. Er hat indessen auf dem Rückzug das Mögliche eingebüsst. Ich habe noch 5000 Gefangene gemacht und 18 Kanonen genommen; seine Ammunitionswagen, hat er, da die Anspannung erlag, grossen Theils in die Luft gesprengt; mehr denn tausend auf den Wegen vor Mattigkeit gestorben haben wir gefunden und Pferde ohne Zahl. Von seiner ganzen Armee hat der grosse Mann höchstens 40,000 Bewaffnete über den Rhein gebracht. Aber auch wir haben Menschen verloren; nicht gegen den Feind, ermattet sind sie zurückgeblieben; sie werden aber wieder nachkommen. 14 Tage habe ich ohne Raststag in die abscheulichsten Wege marschirt, heute ist der erste Ruhetag. Unsere Leute mangelt es besonders an Schuh, Stiebel und Hosen; aber ihr guter Wille, sowohl bei Russen als Preussen, ist unerschütterlich. Wenn ich des Morgens heraus komme, empfangen sie mich mit Jubel. Die deutschen Völker hier sind freudetrunken; und obgleich wir ihnen sehr schwer fallen müssen, so klagen sie nicht. Die Franzosen haben sich uf ihrem Rückmarsch von Leipzig bis zum Rhein gegen ihre Alliirte infam betragen, aber die geplünderten Bauern haben auch manchen in die andere Welt geschickt. Du wirst fragen: Nun seid Ihr am Rhein, was wollt Ihr nun machen? Und ich sage Dir, wir wollen hinübergehen, wir wollen hinübergehen, wir wollen Brabant und Holland erobern und ihm (Napoleon) so zu Paaren treiben, dass er Frieden machen muss. Dieses ist mein Vorschlag, den ich höheren Orts eingesandt habe. Die französische Armee reicht nicht zu, die villen Festungen gehörig zu sichern; also kann er mit keiner bedeutenden Macht im Felde gegen uns auftreten.

Das Missvergnügen der Nation ist rege, und Napoleon seine Herrschaft wird sich endigen. Das ist mein Glaubensbekenntniss. Den ersten Brief, den Du von mich erhältst, wird von jener Seite des Stroms, in den wir die Schlawerey abwaschen geschrieben sein.“

Gneisenau wurde mit der schwierigen Mission betraut, beim grossen Generalstab in Frankfurt die Genehmigung zu Blüchers Feldzugsplan zu erwirken. Als man den Abgesandten des Marschalls „Vorwärts“ mit tausend Bedenken hinhielt, brach Blücher am 7. November auf eigene Faust von Giessen auf und gab den Corps Langeron, Sacken und York Ordre, am 13. resp. 14. November in Mülheim am Rhein und Umgegend einzutreffen. Am 11. November bereits in Altenkirchen angelangt, erzielte Blücher der Befehl des grossen Generalstabs, schleunigst umzukehren, mit seiner Armee am Mittelrhein aufzumarschieren und Mainz zu blokieren. In Frankfurt triumphierte indessen die Metternich'sche Politik. Die Alliirten boten Napoleon einen für Deutschland geradezu schimpflichen Frieden an, der Frankreich als natürliche Grenzen die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein zugestand. Glücklicherweise wies Napoleon diese die Alliirten wahrhaft demütigenden Friedensvorschläge zurück. Am 2. Dezember nahm der alte Blücher den Kampf wieder auf, den er grollend abgebrochen hatte, und am 31. Dezember, in jener denkwürdigen Neujahrsnacht, ging er bei Caub über den Rhein, um bald darauf das preussische Banner auf französischem Boden zu entfalten.

Bis in das Herz Frankreichs hinein war auch der Akademiker und Freiheitskämpfer Henrik Steffens dem Siegeszuge Blüchers gefolgt. In Paris forderte er seinen Abschied und kehrte, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, in den Schoss seiner Familie

zurück. Aber nicht im überwallenden Stolzgefühl des kranzgeschmückten Siegers, sondern in der wehmütigen Stimmung des enttäuschten Patrioten schrieb er damals die Worte nieder: „Ein anderes Deutschland, so musste ein jeder glauben, nicht das frühere, welches verschwunden war, sollte sich aus dem Kampf entwickeln und gestalten. Die Jugend war nicht ohne höhere Aufforderung in den Kampf gegangen, der Krieg war ein gemeinschaftlicher aller Deutschen. Wo ist nun, fragte man, das Deutschland, dem der gemeinschaftliche Kampf galt? Dasjenige, wofür man sein Leben wagt, erfüllt uns eben durch eine positive Realität; wenn es auch früher mehr als ein Ersehntes, denn als ein Wirkliches da war, so trat es doch und ganz nothwendig nach dem Kampfe als eine Macht hervor, und zwar als eine politische, die sich nicht abweisen liess. Alle jungen Krieger, darunter die vorzüglichsten, durch Geist und Kraft am meisten ausgezeichneten, wurden Politiker. Wo ist das Deutschland, fragten sie, für welches zu kämpfen wir aufgefordert wurden? Es lebt in unserm Innern. Zeigt uns, wo wir es finden, oder wir sind genöthigt, es uns selbst zu suchen.“

Wir Nachfahren vermögen den Schmerz der heldenmütigen Streiter nachzufühlen, die auf der Wahlstatt für ein hohes Ideal, für Deutschlands Grösse und Einheit ihr Leben eingesetzt hatten und in ein zerrissenes, von Partikularinteressen beherrschtes Vaterland zurückkehrten. Allein wir wissen auch, dass das Deutschland von 1813 noch nicht die politische Reife besass, als einheitlich Ganzes in der europäischen Staatengruppe eine achtunggebietende, geschweige dominierende Stellung einzunehmen. Die Kriegs- und Revolutionsstürme, die seit der Schlacht bei Waterloo über unser Vaterland gebraust sind,

waren eine historische Notwendigkeit, dem Föhn vergleichbar, der die Luft klärend, den Frühling verkündigt. Erst 1870 war die Zeit erfüllt, die der Dichtermund vor langer Frist geweissagt hatte. Erst auf den Schlachtfeldern von Frankreich im aufgedrungenen Kampfe sollte das Blut, das Deutschlands Söhne verspritzten, Germaniens Stämme zu unauflöslichem Bunde zusammenschweissen.





Karl Vogt im Jahre 1848.

Ein Häuflein demokratisch gesinnter Studenten gab im Februar 1848 die erste Anregung in Giessen, eine Volksversammlung zu berufen. Zwei Deputierte begaben sich zu dem ausserordentlichen Professor der Naturwissenschaften, Karl Vogt, um ihn zu bestimmen, das Präsidium zu übernehmen. Vogt lehnte ab. Nach den Aufzeichnungen Rudolf Fendt's*) sagte er wörtlich: „Ihr lieben Leutchen, das ist alles recht gut und schön, und ich bin ganz mit euch einverstanden, dass wir die Gelegenheit benützen müssen, so oder so. Aber wer gibt euch denn die Garantie, dass die Sache in Paris auch dauernden Bestand hat? Vielleicht bekommen wir morgen oder übermorgen eine

*) Rudolf Fendt, Student der Theologie, später der Jurisprudenz in Giessen, entzog sich 1848 durch die Flucht seiner Verhaftung. Er beteiligte sich am badischen Aufstand und wurde nach Hessen zurückgekehrt unter Relegation von der Universität zu 6 Monaten Correktionshaus verurteilt. Nach mancherlei Schicksalen gewann er in Darmstadt eine feste Position und übernahm Druck und Verlag der „Neuen Hessischen Volksblätter“.

Depesche, dass die ganze provisorische Regierung zusammengerumpelt und nach einem üblichen militärischen Massacre Louis Philippe samt seiner ganzen Sippschaft wieder eingesetzt ist. Ich bin herzlich froh, dass ich trotz aller euch wohlbekannten Chikanen endlich einmal, wenn auch nur als Extraordinarius, in meiner Vaterstadt auf den Katheder gekommen bin. Und diese mühsam errungene Stellung sollte ich in diesen zweifelhaften Tagen, wo sich der politische Wind jeden Augenblick drehen kann, ins Blaue hinein riskiren? Ihr seid junge Studenten, denen es auf eine Hand nicht ankommt. Stürmt meinerwegen den Himmel und proklamirt die deutsche Republik — von heute auf morgen! Ich bin Professor und habe Rücksichten auf meine amtliche Stellung zu nehmen, die euch Tollköpfen fremd sind. Sucht euch für die mir zugedachte Charge einen anderen! Später wirds vielleicht schöner“.

Nachdem sich in der Person des populären Bierwirtes Justus Kunz ein Präsident gefunden hatte, wurde am Abend des 28. Februar die Volksversammlung abgehalten. Es gelangte darin nach einer stürmischen Debatte eine Resolution zur Annahme, die in der Hauptsache vier Forderungen enthielt:

- 1) Volksbewaffnung mit freien Wahlen der Offiziere;
- 2) Unbedingte Pressfreiheit;
- 3) Schwurgerichte nach dem Vorbilde Englands;
- 4) Sofortige Herstellung eines deutschen Parlaments.

Zugleich wurde die Gründung eines „republikanischen Vereins“ und die Herausgabe einer radikal-demokratischen Zeitung „Der jüngste Tag“ beschlossen.

Am 6. März ernannte der Grossherzog Ludwig II. seinen Sohn, den Erbgrossherzog, zum Mitregenten. Heinrich v. Gagern trat an die Spitze des Ministeriums, seine erste That war das Edikt vom 6. März, worin dem Hessenvolke Pressfreiheit, Volksbewaffnung, freie Religionsübung, Einführung der Schwurgerichte und Nationalvertretung versprochen wurde. Ein Hauch der Erlösung ging durch das Land, in den Strassen der Universitätsstadt Giessen wurde von der jubelnden Menge die Souveränität des Volkes proklamiert. Karl Vogt hatte unterdessen über die politische Situation eine andere Ansicht gewonnen, er nahm die ihm angebotene Stelle des „Höchstkommandierenden“ der Bürgergarde an und trat nunmehr in Aktion. Die Bürgergarde war in sechs Rotten eingeteilt, auf dem „Brandplatz“ und vor dem akademischen „Discipel“ wurde exerziert. Gelegentlich einer Parade erschien Herr Oberst Vogt hoch zu Ross und machte als ächter Sonntagsreiter vor versammelter Mannschaft eine „unvergesslich komische Figur“. Die gefährlichste Kohorte war die sogenannte „Rotte Korah“, die sich aus lauter studentischen Republikanern zusammensetzte. Sie geriet denn auch sehr bald mit dem Oberst in Konflikt. Nach Giessen war die Nachricht vom Heckerschen Putsch im badischen Oberland gedrungen.

Karl Vogt erliess infolge dessen auf eigene Faust eine Proklamation, die besagte :

„Die Nachricht von dem frevelhaften, tollkühnen Unternehmen Heckers in Baden ist ohne Zweifel auch zu euch gedrungen und hat euch mit der gleichen Entrüstung, wie mich, erfüllt. Wenn das Unglaubliche geschehen, wenn die Wogen der Anarchie sich bis in die Nähe unserer Stadt ergiessen sollten, so seid überzeugt, dass ihr zur Wahrung des Gesetzes

und der Ordnung gegen gänzlich ungerechtfertigte Insurrektion einen Oberst an eurer Spitze finden werdet“.

Die „Rotte Korah“ schrie Zeter und Mordio, es war klar, der Herr Oberst wollte die Bürgerwehr zur monarchischen Leibwache degradieren. Studiosus Fendt interpellierte Vogt sehr schroff.

„Aber, Herr Professor, wie können Sie eine so schauderhafte Proklamation an die Bürgerwehr anschlagen lassen?“

„Nur ruhig Blut, Fendt“, antwortete Vogt, „worüber alteriren Sie sich denn eigentlich so?“

„Sie haben öffentlich erklärt, wenn Hecker mit seinen Freischaaren bis hierher marschiren sollte, so würden Sie an unsere Spitze gegen sie vorrücken. Glauben sie denn, dass Ihnen auch nur ein Mann von uns folgen würde? Die ganze Bürgerwehr bis auf ein paar Spiesse liesse Sie im Stiche“.

„Ei nun“, sagte Vogt lachend, „wenn sie einmal in die Nähe von Giessen gekommen sein sollten, dann brauchen wir nicht mehr gegen sie zu marschiren, dann schlagen wir uns einfach zu ihnen“.

„Wozu aber dann die ganze Proklamation?“ fragte Fendt.

„Was sind Sie noch so naiv“, erwiderte Vogt. „Sie wissen doch — Sie selbst unterstützen ja öffentlich meine Kandidatur — dass ich nach Frankfurt gewählt sein will. In unserem Wahlbezirke sind aber bekanntlich gar viele Konstitutionelle, da muss man manchmal auch denen zu liebe ein paar Phrasen loslassen!“

Wir werden sehen, dass Vogts Taktik vom Erfolge begleitet war. In Giessen überstürzte ein Ereignis das andere, politische Vereine schossen wie die Pilze aus dem Erdboden. In der „Freien hessischen Zeitung“ veröffentlichte Karl Vogt am 18. März einen

Aufruf an Bürger und Bauern. Das morsche, von Heuchelei und Betrug gestützte Königtum in Frankreich sei zertrümmert. Bei diesem unerwarteten Zusammenbruch habe sich jeder Deutsche seines eigenen Vaterlandes mit Schmerzen erinnert. Man habe auch erkennen müssen, dass das Volk es sei, das am meisten geknechtet, bewundert und in seinen Rechten verkümmert werde. Wo sei das grosse einige Deutschland? „Noch thront in Frankfurt derselbe Bundestag, der hunderte der edelsten Männer Jahre lang in finstern Gefängnissen schmachten liess, weil sie gewagt hatten, an die Einigkeit Deutschlands zu denken und für dieselbe zu handeln Unsere Zustände im Innern sind sie gerecht? Sind sie erträglich? Hat man euch nicht bevormundet, bis in eure kleinsten Handlungen, von oben herab neue Bedürfnisse euch vorgeschrieben. Die Klage über geistige und materielle Bedrückung drang nicht zu den Ohren derjenigen, die Hülfe bieten konnten, weil sie vereinzelt war, weil auch verboten wurde, zu reden, zu schreiben und zu drucken, weil euch mit einem Worte die Selbständigkeit genommen war“. Jetzt, wo ein Mann des Volkes an die Spitze des Ministeriums getreten, wo ein Fürst beim Antritt der Regierung sich als Mann des Volkes gezeigt, sei es an der Zeit, den Uebeln abzuhelfen. Man solle sich überall zusammenscharen, aber nicht zu einem polnischen Reichstage, sondern in Ruhe und Ordnung, damit eines Jeden Wünsche gehört würden, damit Jeglicher zum Wort gelange. Man dürfe die Rede- und Pressfreiheit nicht missbrauchen. Erhebung des Volkes an Ecken und Enden, aber keinen kindischen Krieg gegen Hausthüren, Fensterscheiben und Laternen. „Der Sieg der Volkssache ist bei uns, dank unserem Fürsten, nicht durch Blut, sondern durch Ueberzeugung er-

rungen worden, zeigen wir uns dieses Sieges ebenso würdig, indem wir zwar fest, aber auch ohne Gewalt gegen Einzelne die Reformen durchführen, welche wir begonnen haben“.

Die Giessener schwammen indessen im Fahrwasser der Revolution, ein politischer Klub befehdete den anderen und die unglaublichsten Gerüchte allarmierten die Bevölkerung. Ein Aufruf des Ministers von Gagern mahnte zur Ruhe und warnte vor frevlem Missbrauch der gewährten Freiheiten und Rechte. Charakteristisch für die Stimmung jener Völkerfrühlingsstage ist eine Notiz des „jüngsten Tages.“ „Gestern abend halb 8 Uhr,“ heisst es, „eilte schnellen Laufes eine Postkutsche durch unsere glänzend erleuchteten Strassen, gefolgt von einer lärmenden und theilweise bewaffneten Menschenmenge. Wir glaubten irgend einen durchlauchtigen Flüchtling in dem Wagen und folgten ihm. Es war eine Deputation von Hanau. Es leben die Hanauer! erschallte es tausendstimmig, als die Chaise an der Post hielt. Ein schöner, hochgewachsener Mann stieg aus und aus der Rede, die er hielt, vernahmen wir, dass der Kurfürst, Gott lohns ihm, den Kurhessen bis jetzt noch das blanke Garnichts verwilligt habe, und dass die Deputation von dem Hanauer Volk beauftragt worden sei, Sr. königl. Hoheit anzukündigen, dass er sich innerhalb drei Stunden eines bessern zu besinnen habe, widrigenfalls sich die Hanauer ihrerseits ebenfalls keinen Augenblick besinnen würden, sich das zu nehmen, was man ihnen zu verweigern geruhe. Nachdem diese Vociferationen verstummt waren, nahm Professor Karl Vogt den Delegirten das Wort ab und hielt eine Rede, in der er diese Erfüller einer so genialen Mission ermahnte, fest darauf zu knien und sie im Namen der anwesenden Giessener Bürger

und Einwohner versicherte, dass man sie von hier aus nicht im Stich lassen werde, es möge kommen, was da wolle. Ein tausendstimmiges Ja! unterbrach diese Rede. Wir denken, dass dieses Ja auch von Herzen kam und dass die wehrbaren Bürger und Einwohner ihr Jawort halten werden“.

Als Kandidat für die Frankfurter Nationalversammlung trat Karl Vogt darauf mit seinem Manifest „An die Oberhessen“ hervor. Vor Allem forderte er die Einheit Deutschlands auf demokratischer Grundlage. Der freie, ungehemmte Wille des gesamten Volkes solle die zukünftige Gestaltung Deutschlands bestimmen. Rede- und Pressfreiheit, freies Versammlungsrecht, freie Religionsausübung, ungeschmälertes Petitionsrecht, Gleichheit vor dem Gesetze in öffentlichem mündlichem Verfahren, allgemeines Staatsbürgerrecht — seien die Grundfaktoren der neuen Organisation. Zum Schutze gegen Frankreich und Russland seien stehende Heere notwendig, im Inneren solle es keine Soldaten, sondern nur Bürger in Waffen geben. „Deutsche Gesandte sollen dem Auslande gegenüber unsere Interessen vertreten, wir werden als Deutsche im Auslande den Schutz geniessen, den Engländer und Franzosen überall finden, den nur wir bis jetzt umsonst suchen. Nur Ganz-Deutschland kann den Krieg erklären. Für das ganze Vaterland ein System des Handels, der Schiffahrtsgesetze, des Zollwesens, der Münzen, Masse und Gewichte, der Wasserstrassen und Eisenbahnen. Einheit der Zivil- und Strafgesetzgebung, und ein deutsches Recht. Ein Parlament hervorgegangen aus der freien Wahl des Volkes, ein Bundeshaupt mit verantwortlichem Ministerium. Ideal einer Staatsverfassung ist die republikanische nach amerikanischem Vorbild. Dem deutschen Volke soll kein Fürst aufgedrängt werden, aber niemand

hat auch das Recht, einem Volke seinen Fürsten, der ihm alle Freiheiten gewährt, zu entreissen.“ „Ich habe mich zu wiederholten Malen“, schliesst Vogt, „hierüber ausgesprochen; ich habe öffentlich erklärt, dass ich jedem Versuche, durch Gewalt eine politische Ansicht durchzusetzen, entgegentreten werde; meine Wirksamkeit in Frankfurt legt hiervon Zeugnis ab *). Ich wünsche von Oberhessen, von meiner Geburtsstadt Giessen und dem dazugehörigen Wahlkreise als Abgeordneter nach Frankfurt zur konstituierenden Versammlung gesandt zu werden. Ich glaube die oben erwähnten Grundsätze dort vertreten zu können, und wenn meine Mitbürger zu Stadt und Land mit diesen Grundsätzen einverstanden sind, wenn sie glauben, dass ich sie auch wirklich zu vertreten fähig sei, so mögen sie mir ihre Stimmen geben.“ Sobald Karl Vogt sein politisches Glaubensbekenntnis öffentlich abgelegt hatte, griffen seine Gegner zu den Waffen. Im „deutschen Michel“, einem jener zahlreichen Blättchen, die damals auftauchten, um bald wieder zu verschwinden, eröffneten „mehrere Bürger“ die Polemik. Trotz aller seiner schönen Reden sei es sonnenklar, dass Herr Professor Vogt für die Republik Propaganda mache. Herr Vogt stelle alle bestehenden Rechtsverhältnisse, namentlich die der Fürsten, in Zweifel. Ueber die allgemeine Verfassung Deutschlands spreche er sich zweideutig aus. Jeder, der seine Proklamation gelesen, habe den Eindruck empfangen, dass der Herr Professor entweder mit sich selbst nicht klar sei oder absichtlich unbestimmt ausdrücke, was er eigentlich wolle. Sein Programm sei so vag gehalten, dass er im Parlament freie Hand habe, gerade

*) Vogt und Carriere waren als Deputierte in das Frankfurter Vorparlament geschickt worden.

das Gegenteil von dem zu verfechten, was seine Wähler von ihm erwarteten. Vogt wies den Vorwurf der Zweideutigkeit zurück. Jeder Patriot, der Deutschlands Zerrissenheit beklage, werde mit ihm wünschen, dass auf dem Wege gütlicher Uebereinkunft eine Zusammenschmelzung mancher Handelteile geschehe und dass einige der kleineren Fürsten ein Herz im Busen tragen möchten, wie der Herzog von Braunschweig, der seine Souveränität dem Ganzen zur Verfügung gestellt habe.

Der Wahlkampf wurde mit Hartnäckigkeit und grosser Erbitterung ausgefochten. „Ein Oberhesse“ richtete im „Deutschen Michel“ an Karl Vogt die Frage: „Haben Sie auch ein Gewissen? Wie man allgemein und von glaubwürdigen Leuten hört, haben Sie ein Buch geschrieben, worin Sie das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit und die menschliche Seele leugnen. Sollte ich hierin falsch berichtet sein, so bitte ich Sie um Widerlegung. Bin ich aber recht berichtet, haben Sie mithin nach Ihrer eigenen Ansicht keine Seele, so wird mir wohl die Frage verzeihlich sein, ob Sie ein Gewissen haben. Sie sehen also, dass es vorläufig noch seine grossen Bedenken hat, Ihnen unsere Stimme zu geben“.

Die Hauptagitation gegen die Kandidatur Vogt wurde vom „vaterländischen-konstitutionell-demokratischen Verein“ in Giessen in Szene gesetzt. Seine Devise lautete: Keine Republik! Der Vereinsausschuss erklärte: „Wäre Vogt's Glaubensbekenntniss ein konstitutionelles, so würde unser Verein unbedingt für die Wahl Vogt's stimmen, denn wir achten dessen persönlichen Charakter auf das höchste und achten ihn noch mehr, nachdem wir uns durch sein letztes Glaubensbekenntniss überzeugt haben, dass er, wie dies von einem Ehrenmanne verlangt wird, seiner

politischen Ueberzeugung unverändert treu geblieben ist. Allein während unsere politische Ueberzeugung den konstitutionellen Boden nicht verlässt, müssen alle, die hell sehen können und wollen, darüber einverstanden sein, dass Vogt's politische Ueberzeugung der Republik zugewendet ist, und dass er für sie wirken muss und wird. Das aber ist es, was uns trennt, wesshalb wir, wenn uns anders unsere Ueberzeugung heilig ist, Vogt unsere Stimme nicht geben können, ungeachtet aller Achtung vor seiner Persönlichkeit. Wir freuen uns dies offen erklären zu können“. Auf das Resultat der Wahlschlacht durfte man gespannt sein. Der Versuch, Heinrich von Gagern als Gegenkandidaten aufzustellen, scheiterte, weil der Minister sich anderweit verpflichtet hatte. Unsicher tastete man hier und dort herum und in letzter Stunde schien der Gegenkandidat Franck Chance zu haben, aber schliesslich ging Karl Vogt mit ansehnlicher Majorität als Sieger aus der Wahlurne hervor.

In Frankfurt schloss sich Karl Vogt der Linken der deutschen Nationalversammlung an. Der grossen Enttäuschung, die er sehr bald während seiner parlamentarischen Thätigkeit erfuhr, gab er gelegentlich eines kurzen Besuches in Giessen seinen Wählern gegenüber Ausdruck: „Ich darf gestehen, dass ich zuweilen in trüben Augenblicken, wenn die Mehrheit in Frankfurt gesiegt hatte, zweifelhaft wurde an mir selbst und mich fragte, ob ich denn auch im Sinne des Volkes und meiner Wähler handle und spräche. Allein solche Augenblicke gingen vorüber, und ich wusste alsdann, dass meine Mitbürger zu mir halten würden. Der Kampf in Frankfurt ist erst im Beginnen, „erst jetzt erheben sich wieder die vielen Köpfe, welche der Fuss des Volkes bisher zwar

niedergehalten, aber nicht zertreten hat. Am gefährlichsten ist der Partikularismus, welcher meint, Deutschland müsse in Preussen aufgehen, oder sich seine Begeisterung für das gemeinsame Vaterland aus Oldenburg, Nassau, Hessen etc. holen zu müssen glaubt. Dieser Kampf mit der tausendköpfigen Hyder des Partikularismus (oder ich hätte eigentlich 34köpfig sagen sollen) ist erst im Anfange. Nun denn, zu diesem Kampfe bedarf ich neuer Hilfe. Desshalb nehmt meinen herzlichen Dank für dieselbe. Der Sinn, der vor drei Monaten in euch lebte, lebt noch und ist noch. Die Kämpfer für Einheit und Freiheit können sich noch auf euch verlassen und das soll seine guten Früchte in mir tragen. Wir hofften Besseres von der Nationalversammlung und haben nur wenig erlangt. Wir gehen trüben Tagen entgegen, die sich aufhellen mögen. Es lebe die Einheit und die Freiheit!“

Die Annahme des Waffenstillstandes durch die Frankfurter Nationalversammlung im September 1848 gab im ganzen Süden, so auch in Giessen, das Signal zu erbitterten Kundgebungen. Der Bezirksausschuss der Demokraten-Vereine adoptierte in einer zahlreich besuchten Versammlung die Resolution der Frankfurter Volksversammlung und beschloss eine Deputation an Karl Vogt zu senden, um mit ihm wegen eines bewaffneten Zuzugs von Giessen nach Frankfurt zu verhandeln. Zugleich wurde an den Generalrat der Bürgergemeinde die Anfrage gerichtet, ob er bereit sei, zum Schutze der bedrohten Volksache aus der Bürgerwehr ein Auszugsbataillon zu formieren. Der Generalrat gab abschlägigen Bescheid, worauf denn 20 Freischärler auf eigenes Risiko nach Frankfurt zogen. Inzwischen hatte auch die Deputation der Demokraten-Vereine nach mancherlei

Fährlichkeiten Karl Vogt in Frankfurt erreicht. Dieser sprach sich mit Entschiedenheit gegen jeden bewaffneten Zuzug von Giessen aus, er riet jedoch den Freunden angesichts der kritischen Lage sich zu rüsten und sich jeden Augenblick in Bereitschaft zu halten.

Der Sieg der Gegenrevolution in Oesterreich und Preussen machte die Schwäche und Hilflosigkeit des deutschen Parlaments evident. Nachdem König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone abgelehnt, ging die Mehrzahl der Volksboten auseinander. Die Linke sammelte den Rest ihrer Parteigenossen und machte sich in Stuttgart sesshaft. Karl Vogt, der mit nach Stuttgart übergesiedelt war, wurde am 6. Juni zum Mitglied der Reichsregentschaft erwählt. Aber nur eine kurze Tagung war dem Rumpfparlament beschieden, am 18. Juni wurde die Versammlung mit Waffengewalt auseinander gesprengt. Am 23. Juni wurde der ausserordentliche Professor bei der philosophischen Fakultät der Landes-Universität Giessen seines Dienstes entlassen. Von Bern schrieb er am 24. September 1849: „Eine neue Erhebung des Volkes wird und muss kommen — wann sie aber eintreten wird, darüber möchte ich mir keine Vorhersage erlauben . . . Diese Erhebung gegenüber der Verbrüderung des Despotismus in allen Staaten, wird sich erinnern, dass auch die Freiheitspartei aller Länder sich innig verketten und verbrüdern muss, wenn sie die gemeinsamen Ketten sprengen soll, welche das Jahr 1848 schüttelte, das Jahr 1849 aber nur um so fester anzog. Stemmen wir uns, damit sie springen!“



Personal-Register.

Archenholtz 43.

Ammon 74.

Bernadotte 41.

Bettina 26.

Beyme 63.

Blücher 78 ff.

Boie 23. 32.

Börne 35 ff.

Bube, Adolf 94.

Buff, Amtmann 30.

Buff, Lotte 1. 14. 31.

Büchner 4.

Carriere 106.

Crome 39 ff. 83 ff.

Darwin 55.

Deurer 17.

Eberhard 60.

Fendt 100. 102 f.

Fichte 56 ff.

Flachslund, Caroline 9.

Flatt, C. G. 74.

Flatt, J. F. 74.

Forberg 61.

Franck 109.

Franz II. 41.

Friedr. Wilhelm III. 63.

Friedrich Wilhelm IV. 110.

Gabler 59 ff.

Gagern, Heinrich v. 101. 104.

Gatzert 16. 22.

Gessner 14.

Gneisenau 94. 97.

Goethe 1 ff. 46 ff.

Goethe's Mutter 32 f.

Goez 17 f.

Grün, Albertine v. 26 ff.

Günderode 26.

Gustav Adolph 86.

Haeckel 55.

Hallwachs 1. 18.

Hausmann 20.

Hecker 102.

Hellfeld 15. 22.

Herder 9. 77.

Heydenreich 58.

Heyer 60.

Hezel 35 ff.

Hoepfner 1 ff.

Hugo 17.

Humboldt W. v. 63 ff.

Jaup 22.

Jerusalem 14. 31.

Kämmerer 93.

Kant 59. 77.

Karl der Grosse 86.

Katharina von Russland 27.

Kayser 14. 24. 29. 33.

Keppel 37.

Kestner 1.

Klinger 17. 21 ff.

Klopstock 7. 29.

Koch 5. 16. 22.

Kotzebue 86.

Langeron 81. 97.

Laukhard 22 ff.

Lenz 14. 33.

- Leopold II. 41.
 Lessing 14. 25.
 Louis Philippe 100.
 Ludwig II. von Hessen 101.

 Marheinecke 73 ff.
 Mendelssohn 14.
 Merck 1. 3 f. 9 ff.
 Metternich 97.
 Miller 14. 29.
 Müffling 94.
 Müller, Johannes v. 90.
 Müller v., Kanzler 46.
 Münscher 73.

 Napoleon 79 ff.
 Newton 48 ff.
 Nicolai 12 ff.
 Nicolovius 65. 76.
 Niethammer 56.

 Ossian 7.

 Pfaff 52.
 Planck 75.
 Potemkin 28.

 Rabener 14.
 Ramler 14.
 Rehberg 18 f.
 Rhesa Dr. 83 f.
 Rieger 24.
 Ritgen 53 f.
 Rousseau 34.
 Rudolphi 51.
 Rühle 94.

 Sachs 36.
 Sacken v. 81. 97.
 Schapper 37 f.
 Schaumann 60.
 Schiller 19. 25.
 Schleiermacher, Ernst 28. 30.
 34.
- Schleiermacher, Friedrich
 56. 63 ff.
 Schlettwein 30.
 Schleusner 73.
 Schlosser 8.
 Schmalz 64.
 Schmid 4. 28 f.
 Schmidt, Johann Ernst Chri-
 stian 56 ff.
 Schroeder 32.
 Schumann 24.
 Schwarz 64.
 Schwarzenberg 80.
 Seebeck 48.
 Senckenberg 5.
 Spinoza 9 f.
 Stamm 60.
 Steffens 79 ff.
 Stolberg, Auguste v. 13.
 Strehlke 47.
 Süsskind 74.

 Thom 12.
 Troxler 44.
 Tschirch 95.

 Vogt, Karl 100 ff.

 Wachler 83.
 Wagner, Karl 1.
 Wahl 6.
 Wenck 10.
 Werthern, Graf 83.
 Wette de 73 ff.
 Weygand 25.
 Wieland 12. 14.
 Wilbrand 46 ff.
 Wolf 64.
 Wrede, Fürst 80. 95.

 York v. 81. 97.

 Zimmermann 7. 12.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Geleitwort	III
Goethe und Hoepfner	1
Klinger auf der Universität	21
Börne als Giessener Student	35
Goethe und Wilbrand	46
Fichte, Schleiermacher und Schmidt	55
Blücher in Giessen	78
Karl Vogt im Jahre 1848	100
Personalregister	113



Bürgerliches Gesetzbuch

nebst Einführungs-Gesetz für das Deutsche Reich.

Mit Einleitung, erläuternden Anmerkungen
und alphabetischem Sachregister,

bearbeitet und herausgegeben von

Dr. Carl Gareis,

Geh. Justizrat und o. ö. Professor der Rechte an der Universität Königsberg.

Oktav-Ausgabe in vorzüglicher Ausstattung, holzfreies Papier.

Preis geheftet Mk. 3.—, in gediegenem Calicoband Mk. 4.—.



Verkleinerte Abbildung der Einbanddecke.

Diese, mit Einleitung, erläuternden Anmerkungen und alphabetischem Sachregister versehene Ausgabe, die sich durch ihre hervorragend schöne typographische Ausstattung und praktische Anordnung in hohem Maße auszeichnet, empfehle einer ganz besonderen Beachtung.

Die „Ausgabe Gareis“ des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist nicht zu verwechseln mit zahlreich anderwärts erschienenen und noch erscheinenden Ausgaben, die sich bloß auf eine einfache Wiedergabe des Textes beschränken. Mit solchen ist dem Fachmanne wie dem Laien wenig gedient. Der in der Juristenwelt hochangesehene Herausgeber hat den offiziellen, genau nach dem Reichsgesetzblatt wiedergegebenen

Text fortlaufend mit erläuternden Anmerkungen und Verweisungen versehen, welche auf den gleichartigen Inhalt anderer Paragraphen hinweisen und es dadurch auch dem Laien ermöglichen, den inneren Zusammenhang der einzelnen Gesetzesabschnitte zu erfassen, und in vorkommenden Fällen den Gesetzesinhalt praktisch zu verwerten. Besonders wertvoll ist die Einleitung, sowie das sehr sorgfältig bearbeitete Sachregister.

Billigste und handlichste Gesetz-Ausgaben.

Deutsche Reichsgesetze

20 Pfg. in Einzel-Abdrucken pro No

herausgegeben von

Geh. Justizrath Dr. C. Gareis, o. ö. Professor in Königsberg i. Pr.

Die ()-Zahlen bezeichnen die Nummern, deren Angabe bei Bestellung genügt!

- | | | |
|---|---|---|
| <p>Abgaben (195).
 Abzahlungsgeſchäfte (179).
 Achordnung (36/39).
 Achordnung, Abänderung der-
 ſelben (100, 141, 158, 170).
 Altersverſicherung (103/104).
 do. Schiedsgerichte (131).
 Altersverſicherung, betr. das
 Reichsverſicherungsamt (136).
 Arbeits- und Dienſtlohn, Be-
 ſchlagnahme (117).
 Arbeiterschutzgeſetz (134/135).
 Arzneimittel (121).
 Aufbewahrung v. Werthpapieren
 (203/204).
 Bankgeſetz (166).
 Beamte d. Soldatenſtandes (24).
 Bergweſen im ſüdweſtafrikanischen
 Schutzgebiete (65).
 Beſchlagnahme des Arbeits- und
 Dienſtlohnes (117).
 Betriebs-Unfälle b. Beamten u.
 Perſonen d. Soldatenſtandes (24).
 Berufungsverfahren b. R. u. G. in
 Patentſachen (157).
 Beurkundg. d. Perſonenſt. (11).
 Binnenschiffahrt (196/198).
 Blei- u. zinkhaltige Gegenſtände.
 Verkehr mit denſ. (57).
 Brienſteuer 1894 (177).
 Börsengeſetz 1896 (203/204).
 Brauntweinſteuer (52/53, 193/194).
 Briſtaubengeſetz (192).
 Bundesconſulate (82).
 Bundes- u. Staatsangehörigk. (16).
 Butter. Erſatzmittel dafür (79).
 Choleraſchutz (191).
 Cigarrenfabrikeinricht. (132, 159).
 Civilehegeſetz. Eheſchließung im
 Auslande (11).
 Civilprozeßordnung mit Einführ-
 ungsgeſetz (107/114).
 Concursordnung (118/120).
 Concursverfahren. Rechtsanſech-
 tung außerhalb deſſ. (85).
 Conſulargerichtsbarkeit (33).
 Controle über Perſonen des Be-
 urlaubtenſtandes (44/51).
 Dampfkesselanlagen (133).
 Depotgeſetz (203/204).
 Doppelbeſteuerung. Beſeitigung
 derſelben (75).
 Dynamitgeſetz (15).
 Eheſchließung und Beurkundung
 des Perſonenſtandes (11).
 do. in Kamerun u. Togo (40).</p> | <p>Eigenthumserwerb in den Schutz-
 gebieten (106).
 Einziehung von Abgaben (195).
 Eisenbahnbetriebsmittel. Pfän-
 dung derſelben (30/31).
 Eisenbahnſtrafverkehr. Intern.
 Uebereinkommen (160—164).
 Eisenbahnpolizeireglement (30/31).
 Erſatz-Vertheilung (169).
 Erwerbs- u. Wirthſchaftsgeſellſch.
 (101/102).
 Familien-Unterſtützung der zu
 Friedensübungen einberufenen
 Mannſchaften (165).
 Farben, geſundheitsſchädliche bei
 Herſtellung von Nahrungs- und
 Genußmitteln (78).
 Firmenlöſchung (64).
 Flößerei (77), (196/198).
 Frachtverkehr, Internat. Ueber-
 einkommen 2c. (160—164).
 Freizügigkeit (17).
 Friedens-Präſenzſtärke (44/51).
 do. von 1893 (169).
 Friedensübungen vide Familien.
 Fürſorge vide Wittwen.
 Gebrauchsmusterschutz (122/123).
 Gebührenordnung für Zeugen
 und Sachverſtändige (98).
 do. für Rechtsanwälte (93/94).
 do. für Gerichtsvollzieher (97).
 Geheimniſſe, milit., Verrath (167).
 Genoſſenſchaftsgeſetz (41).
 Genoſſenſchaftsgeſ., neues 101/102).
 do. Führung u. Anmeldungen
 d. Genoſſenſchaftsregister (105).
 Genußmittel (32, 78, 79).
 Gerichtskosten-Geſetz (96/96).
 Gerichts-Verfaßungsgeſetz (90/91).
 Gerichtsvollzieher. Gebührenord-
 nung derſelben (97).
 Geſellſch. m. beſchr. Haftpflicht (153).
 Getreideprober (141).
 Gewerbeſachen (115/116).
 Gewerbeordnung, Neue Aus-
 gabe 1895 (183/190).
 Gewichte u. Waagen von abſo-
 luter Richtigkeit (36/39).
 Gold- u. Silberwaaren. Feinge-
 halt derſelben (25).
 Großjährigkeitsgeſetz (87).
 Grundeigenthum. Beſchränkung
 deſſelben in der Umgebung von
 Feſtungen, i. Militärweſen I.
 Haftpflicht, beſchränkte, f. Geſell-
 ſchaften (153).</p> | <p>Handelsvertrag mit Rußland
 (171/173).
 Handelsvertrag mit Rumänien.
 (174/176).
 Helgoland. Vereinigung mit
 Deutschland (124).
 Hilfskaſſen, i. Gewerbeordnung.
 Impfgeſetz (20).
 Inhaberpapiere mit Prämien (76).
 Internationales Uebereinkommen
 vide Frachtverkehr (160—164).
 Invaliditäts- u. Altersverſiche-
 rung (103/104).
 do. Schiedsgericht (131).
 do. für Tabakfabrik. (159).
 Kaufleute, Werthpapiere (204).
 Kolonialgeſetze (33, 34, 40, 65, 68,
 69, 83, 92, 106, 139, 140, 156).
 Konkursordnung (118/120), (85).
 Konſumantſtellen (101/102).
 Kranken-Verſich. d. Arbeiter (5).
 Krankenverſicherungsgeſetz, neues
 von 1892 (147/148).
 Kriegsdienſtverpflichtung (19).
 Kriegſleistungen (44/51, 139/140).
 Kunſtvertrag, Berner (88/89).
 Literaturvertrag (88/89).
 Margarine, i. Butter (79).
 Marken- und Musterschutz (13).
 Marſhall-Inſeln, Rechtsverhält-
 niſſe (137), (43).
 Maße. Grenze der zu dulden-
 den Abweichungen derſ. (36/39).
 Maße, ältere. Zulaffungsfrist für
 dieſelben (36/39).
 Maßregeln geg. die Cholera (191).
 Meßgeräthe, chemiſche (170).
 Meßwerkzeuge, Mineralöle (158).
 Militär- und Marineweſen I.
 (44/51). Vide auch 72, 73, 74,
 165, 167, 168, 169.
 do. II. (139/140).
 Militär-Familien-Unterſt. (74).
 Milit. Geheimniſſe, Verrath (167).
 Militärpenſionsgeſetz, neues (168).
 Musterschutz (13), (122/123), (179).
 Nahrungs- u. Genußmittel (32),
 (78), (79).
 Naturalleistungen für die bewaff-
 nete Macht im Frieden (70/71
 und 44/51).
 Patentgeſetz 1877 (1).
 Patentgeſetz, neues, v. 1891, und
 Gebrauchsmusterschutz (122/123).
 Patentſachen, Berufungsverfah-
 ren b. R. u. G. (157).
 Penſionsgeſetz, militär. (168).</p> |
|---|---|---|

Postordnung für das Deutsche Reich (149/150).	Schutzgebiete, kleinere Gesetze (68)	Unlautere Wettbewerb (201).
Preßgesetz (21).	do. Marshallinseln (137).	Unterstützung vide Familien.
Prisengerichtbarkeit (26).	do. Gesetz, Neue Fassung (68).	Unterstützungswohnitz (18).
Quartier- u. Naturalleistung für die Armee im Frieden (70/71)	Schutztr. in Ost-Afrika (139, 140).	do. Redaktion von 1894 (178).
Rechtsanfechtung außerhalb des Concurs-Verfahrens (85).	do. Militärverfahren (156).	Urheberrecht (12).
Rechtsanwaltsordnung (93/94).	Seeleute, Mitn. hilfsbed. (84)	Verkehr mit Wein etc. (155).
Reichsbeamtengegesetz (42/43, 168).	Seeleute, Unfallversch. (60/61).	Vermögensstrafen (195).
Reichs-Cassenscheine (27).	Seemannsordnung (62/63)	Verrath militär. Geheimnisse (167).
Reichsmilitärgegesetz (44/51).	Septennat (44/51).	Viehseuchengegesetz (180, 181/182).
Reichsmilitärgegesetz, Abänderung (139/140, 169).	Skavenraub (199).	Vogelschutz (80).
Reichsschuldbuch (142).	Socialistengesetz (81).	Waarenbezeichnng., Schutz d. (179).
Reichsstempelgesetz 1894 (177).	Sonntagsruhe (134/135, 183/190).	Wahlgesetz (54/56).
Reichsstempelabg. 1881 (10).	Spielfartenstempel (99).	Wechselstempelsteuer (9).
Reichstagswahl (54/56).	Spionagegesetz 167.	Wehrpflicht der Geistl. (139, 140).
Reichsverfassung (54/56).	Sprengstoffe (15).	Wehrpflicht (73)
Reichsversicherungsamt. Geschäftsgang (14, 67, 136).	Staatsangehörigkeit, Erwerbung und Verlust derselben (16).	Wein, Verkehr mit Wein etc. (155).
Rumän. Handelsvertrag (174/176).	Strafgesetzbuch (143/146).	Westpostverein (151/152).
Russ. Handelsvertrag (171/173).	Strafprozeßordnung (125/130).	Werthpapiere (203/204).
Schiedsger. bei Unfallversch. (14).	Strandungsordnung (86).	Wettbewerb, unlauterer (201).
do. bei Altersversch. (131).	Tabakfabrikation, Invaliditäts- u. Altersversicherung (159).	Wittwen und Waisen der Armee.
Binnen-schiffahrt (196/198).	Telegraphengesetz (154).	Fürsorge für dieselben (72, 200).
Schutz d. Waarenbezeichnng. (179).	Unfallversicherung d. Arbeiter (6).	Wuchergesetz (8).
Schutzgebiete, Beamte ders. (83).	do. b. Bauarbeiten (28/29).	Zeugen und Sachverständige. Gebührenordnung (98).
do. Rechtsverhältnisse (34, 35, 92).	do. d. b. Bauten besch. Pers. (58).	Zinsen, vertragmäßige (2).
	do. der Seeleute (60/61).	Zolltarif (22/23).
	Unfall- und Krankenversicherung	Zollverträge (russ. und rumän.) (171/178).
	Ausdehnung ders. (7, 40).	Zuckersteuer 1886 (35), 1887 (59)
	do. für Forst- u. Landw. (28/29).	1891 (138), 1896 (202).
	do. Schiedsgerichte (14).	Zündhölzer. Anfertigung und Verzollung derselben (27).

Oktao-Format in gediegener Ausstattung.

==== **Einzel-Preis pro Nummer, in gelbem Umschlag, geheftet 20 Pfg.** =====

Abonnements-Ausgabe: Preis der bis jetzt erschienenen 200 Nummern 20 Mk.

Hochelegante und solide Aufbewahrungskasten dazu, Serie I., II., III., IV. à 2 Mk. 50 Pfg.

Bei Einzel-Bestellung genügt Angabe der Nummer.

Die hauptsächlichsten Vorzüge dieser Sammlung sind: **holzfreies, unverwüslliches Papier, sehr übersichtliche Anordnung, Sachregister, Anmerkungen, beispiellose Billigkeit, volle Correctheit, ausgezeichnet scharfer Druck.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Directe Zusendung nur bei Vorauszahlung oder gegen Nachnahme.

Die Gareis'sche Sammlung der „**Deutschen Reichsgesetze**“ bietet ihrem Besitzer, insbesondere dem praktischen Juristen, die erhebliche Annehmlichkeit, die am häufigsten angewandten Reichsgesetze nicht in umfangreichen Sammelwerken oder in dickeibigen Commentaren nachzuführen, sondern in **leichter handlicher Form** zum Gebrauch in **Gerichtssälen** und auf **Terminen**, in **Vorlesungen** oder auf **Reisen**, wie sonst zum **raschen Nachschlagen** des Wortlautes **möglichst bequem** zur Hand zu haben.

Die Ausgabe ist ferner so eingerichtet, daß die Nummern nach Belieben in Bücher, Akten, Hefte oder Briestaschen gelegt werden können, wie sie überhaupt den **Anforderungen der Praxis nach jeder Richtung hin** voll Rechnung tragen.

Durch entsprechende **Verweisungen** im Texte der Gesetze auf **einschlägige andere** ist für den schnellen Gebrauch der Sammlung manche **willkommene Erläuterung** geboten.

Endlich erleichtern die außerordentlich **übersichtliche typographische Anordnung**, sowie die Beigabe von Registern und Inhaltsverzeichnissen zu jedem einzelnen Gesetz, wie zu jeder Abtheilung, das **rasche Nachschlagen** für den augenblicklichen Gebrauch ganz erheblich.

Abonnement-Ausgabe pro Lieferung, 5 Nrn. umfassend, **50 Pfg.**

Vorzugspreis für neu eintretende Abonnenten resp. für die Abnehmer der Gareis'schen Ausgabe des Bürgerl. Gesetzbuches von nun an **Mk. 15.—** für die ganze Sammlung **Nr. 1—200.**

==== **Aufbewahrungsbände extra.** =====

Soeben erscheint in circa 12 Hefen à 50 Pfg. (vollständig bis April 1897):

Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Volk

erläutert von

Justizrath Dr. Ferdinand Reak,
Vorstandsmitglied des Deutschen Anwaltsvereins.

Mit Einführungsgesetz und ausführlichem Sachregister.



Verkleinerte Abbildung der Einbanddecke.

Zweck der vorliegenden Arbeit ist, dem gebildeten Laienthum unsers Volkes eine, seine wissenschaftlichen und praktischen Bedürfnisse befriedigende Darstellung des deutschen bürgerlichen Rechts in einer leicht verständlichen Sprache zu geben. Es soll das wissenschaftliche Bedürfnis derer befriedigt werden, welche von dem idealen Streben beseelt sind, ihr bürgerliches Recht als einen der stärksten Grundpfeiler unserer gesellschaftlichen, nationalen und staatlichen Institutionen kennen zu lernen, den Geist dieses Rechtes zu erfassen und seinen Einfluß auf die Gestaltung des Volkslebens und insbesondere des wirthschaftlichen Verkehrs zu erforschen. Dem praktischen Bedürfnisse aber will dieses Buch dadurch dienen, daß es die Rechtskenntniß größerer Volkskreise zu erweitern und zu vertiefen sucht. Nun trägt ja selbstverständlich das Gesetzbuch schon für sich allein unendlich Vieles zur erwünschten Ausbreitung der Rechtskenntniß des Volkes bei, allein so wie es ist und wie es auch nur sein kann, entspricht es dem Vernbedürfnisse des Volkes nicht. Es ist kein Lehrbuch und darf es auch nicht sein, sondern eine allerdings systematische Zusammenstellung gesetzlicher Vorschriften und Bestimmungen; geschrieben, nicht für Laien, des Lernens und der Schulung wegen, sondern für gelernte und geschulte Juristen zum Zweck der Anwendung des Rechts auf das praktische Leben. Für den Juristen enthält es zwischen den Zeilen eine außerordentliche Fülle von Recht, das dieser unter der Leitung von Fachmännern durch langjährige wissenschaftliche und prak-

tische Studien sich angeeignet hat; dem Laienauge dagegen ist diese Masse von Rechtstoff, der innere Zusammenhang zwischen den einzelnen Rechtsinstituten und Gesetzesvorschriften verdeckt. Hier sollen Arbeiten, wie die vorliegende, eingreifen, offenbarend, aufklärend, ergründend. Aber auch das Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes läuternd und stärkend. Denn ein Rechtsbewußtsein besteht nicht nur, sondern es ist in heutiger Zeit geradezu zu einer Macht geworden, die das ganze Leben des deutschen Volkes und namentlich seine wirthschaftlichen Anschauungen und Einrichtungen bestimmend beherrscht und lenkt und leitet.

Das Ziel, das diese Arbeit sich gesteckt, ist sonach ein hohes; möge es dem Verfasser gelingen sein, Einiges zu seiner Erreichung beigetragen zu haben.

Die sämtlichen Entscheidungen des Reichs-Oberhandels- und Reichsgerichts in einem Bande,

ausführlich dargestellt und nach den Systemen der betr. Gesetzbücher geordnet

von **Otto Fuchsberger**, fgl. Ober-Landesgerichtsrath, Ritter etc.

Ver.-8^o-Format. Mit ausführlichen Sachregistern und vollst. Text der jeweiligen Gesetze.

Teil:	br. M	Halbfr. M
I. Handelsrecht. Enth. sämtl. Entscheidungen des R.-D.-H.-G. und Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, sowie d. einschlägigen gemein. Civilrechts und der einschläg. in- und ausländischen Landesgesetze. 2. umgearbeitete und bis 1891 ergänzte Auflage. 85 Bgn.	24.—	26.50.
II. Wechselrecht und Wechselprozeßrecht. Unter besond. Berücksichtigung der in- u. ausländ. Wechsel- und Wechselprozeß-Gesetze, des gemein. Civilrechts und der verschied. Landesgesetze. 2. mit Suppl. verm. Ausg. 36 Bogen. (1891)	9.50,	11.—.
Supplement-Band: Die Entscheidungen bis 1891 enth., apart	1.50,	—
III. Strafrecht. (Strafgesetzbuch). Entscheid. bis 1881. Mit sämtlichen Novellen zum Strafgesetzbuch und 2 Registern. 40 Bgn.	10.—,	11.60.
Erstes Supplement zu III (Strafrecht): Enth. alle seit 1881 gefällt. Entscheid. d. R.-G. bis 1886, nebst Generalregister über den Hauptband u. d. Supplement. 82 Bgn.	20.50,	23.—
Zweites Supplement zu III: Entscheid. 1887—1892. 47 Bgn.	12.—,	14.—.
IV. Strafprozeßrecht (Strafprozeßordn.). Entscheid. bis 1881. 26 Bgn.	6.50,	8.—.
Supplement-Bd. zu IV: Enth. d. Entsch. v. 1882—1892. 37 Bgn. . . .	9.50,	11.—.
IV. Teil mit Supplement in Einem Halbfranzband	—	18.—.
V. Seehandelsrecht. Enth. sämtl. Entsch. betr. Rheder, Schiffer, Schiffsmannschaft, Frachtgeschäft, Bodmerei, Havarei, Schiffsgläubiger, Versicherungsweisen, Verjährung etc. 2. mit Supplement verm. Ausg., mit 2 Registern. 32 Bgn. (1891)	8.—,	9.50.
Supplement-Band: Die Entscheidungen bis 1891 enth., apart	1.50,	—
VI. Urheberrecht an Schriftwerken, Abbild., musikal. Compos. etc., Muster-, Modell- und Markenschutz. Patentgesetz. Nebst Staatsverträgen, Registern etc. 22 Bgn.	5.50,	6.70.
Suppl.-Bd. zu VI: Enth. die Entscheid. v. 1885—1892. 14 Bgn. . . .	3.50,	4.50.
VI. Teil mit Supplement in einem Halbfranzband	—	10.50.
VII. Civilprozeßordnung. Enth. außer allen Entscheid. des R.-D.-H.-G. u. R.-G. auch die Rechtsprechung des obersten bayer. Gerichtshofes u. sämtl. deutscher Oberlandesgerichte. 1879—1888. 78 Bgn.	20.—,	22.50
Supplement-Band zu VII: Entscheidungen 1889—1893. 32 Bgn. . . .	8.—,	9.50.
VIII. Konkursordnung. Enth. die Entsch. 1880—1894. 30 Bgn.	7.50,	9.—.
IX. Krankenversicherung. Enth. die Entscheid. 1883—1894. 9 Bgn.	2.50,	3.50.
X. Unfallversicherung. Enth. die Entsch. 1885—1894. 6. Abteil. 24 Bgn. . . .	6.—,	7.50.
XI. Invalideitäts- und Altersversicherung: in Vorbereitung.		

Vorzüge des Werkes: Klarheit, Kürze, Uebersichtlichkeit, bei durchaus gewahrter Vollständigkeit.

Die Anordnung des Werkes ist ungemein praktisch: Aus den jetzt erschienenen ca. 100 dicken Bänden der großen Sammlung, welche die meist nöthige schnelle Orientirung absolut nicht ermöglichen, ist das ganze Material zu dem betr. Gesetzbuch in einem einzigen handlichen Band vereint und systematisch geordnet unter Hervorhebung der getroffenen Entscheidungssätze durch Schlagwörter.

Dabei bildet das Werk nicht nur ein einfaches Register über die Rechtsätze resp. eine bloße Anführung derselben bei den einzelnen Gesetzesparagraphen, sondern es sind auch die Entscheidungsgründe excerptirt und zwar so ausführlich, wie es der Thatbestand und die objective rechtliche Begründung des betr. Rechtsatzes erfordert.

Jeder Theil ist einzeln käuflich. Die Sammlung wird auch gleich complet geliefert gegen monatliche Ratenzahlungen von mindestens Mk. 6.—

Werke

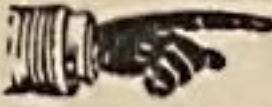
von Geh. Justizrath Professor Dr. **C. Gareis:**

Institutionen des Völkerrechts.

gr. 8°. 260 Seiten, br. *M* 4.80, in eleg. Calicoband *M* 6,—.

Grundriss zu Vorlesungen über das deutsche bürgerliche Recht mit Einschluss des Handels-, Wechsel- und Seerechts

nebst beigefügten Quellennachweisungen zum Gebrauche in den akademischen Vorlesungen über deutsches Privatrecht, sowie überhaupt zur Orientierung über die neuen, das Privatrecht betreffenden Gesetze des Deutschen Reichs.

Neue auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuchs ausgearbeitete Auflage
 in Vorbereitung. 

Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft.

8°. br. *M* 3.60, in eleg. Calicobd. *M* 4.60.

Deutsches Kolonialrecht. Sammlung v. Gesetzen u. Verordnungen, betr. die deutschen Schutzgebiete. 8°. *M* 2.—

Das

Grundbuch- und Hypothekenrecht

der neuen bürgerlichen Gesetzgebung für das Deutsche Reich

unter besonderer Berücksichtigung der preussischen und hessischen Gesetzgebung
dargestellt und erläutert

von Dr. G. Best,

Landgerichtsrat in Darmstadt.

Teil I: **Grundbuchrecht** | Teil II: **Hypothekenrecht**

8°. 9 Bogen. Preis Mk. 2.—.

8°. 11 Bogen. Preis Mk. 2.—.

Complet in Calicoband Mk. 5.—.

as Werk enthält eine systematische Darstellung des neuen Grundbuch- und Hypothekenrechts. Behufs besseren Verständnisses der materiellen Normen verbreitet es sich zugleich über die künftige Gestaltung der Grundbücher, sowie der Grundbuchbehörden und das Verfahren der letzteren bei Führung der Grundbücher.

Durch die vergleichende Berücksichtigung des hessischen und preussischen Rechtes, sowie durch die Beifügung verschiedener erläuternder Formulare dürfte das Werk für die gesamten juristischen Kreise von hervorragendem Interesse sein. Dies ist um so mehr der Fall, als gerade auf dem Gebiete des Grundbuch- und Hypothekenrechts das neue Gesetzbuch vielfach fundamentale Änderungen der bestehenden Zustände mit sich bringt.

Werke von Dr. Joh. Friedr. von Schulte,

Geh. Justizrath und o. ö. Professor der Rechte in Bonn:

Lehrbuch

des katholischen und evangelischen Kirchenrechts

nach dem

gemeinen Rechte, dem Rechte der deutschen Länder und Oesterreichs.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage des katholischen, erste Auflage des evangelischen Kirchenrechts.

Lexicon-8°. XVI und 559 Seiten, br. Mk. 12, in Halbfranzband Mk. 14.

Der Altkatholicismus.

Geschichte seiner Entwicklung, inneren Gestaltung und rechtlichen Stellung in Deutschland.

Aus den Akten und anderen authentischen Quellen dargestellt.

Lexicon-8°. XV, 683 Seiten, br. 12 Mk., in Halbfranzband 14 Mk. 50 Pfg.

Handbuch des katholischen Eherechts

nach dem gemeinen katholischen Kirchenrechte und den österreichischen, preussischen, französischen Partikularrechten mit Rücksichtnahme auf noch andere Civilgesetzgebungen.

7 Mk. 50 Pfg.

Das katholische Kirchenrecht.

Dessen Quellen und Literaturgeschichte — System — Einfluß auf die verschiedenen Rechtsdisciplinen überhaupt.

2 Bände. 19 Mk.

Die Summa des Paucapalea über das Decretum Gratiani. gr. 8°. 6 Mk.

Die Summa des Stephanus Tornacensis über das Decretum Gratiani. gr. 8°. 10 Mk.

Die Summa Rufini über das Decretum Gratiani. gr. 8°. 20 Mk.

Die Macht der römischen Päpste

über Fürsten, Länder, Völker und Individuen

nach ihren Lehren und Handlungen seit Gregor VII. zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit beleuchtet.

Dritte umgearbeitete Auflage. 8 Bogen. gr. 8°. br. Mk. 2.—.

Empfinden und Denken.

Eine physiologische Untersuchung
über die Natur des menschlichen Verstandes

von

Albrecht Rau.

80. 24¹/₂ Bogen. Preis Mk. 8.—.

Das Werk enthält neue erkenntnistheoretische Untersuchungen, welche eine ausführliche **Widerlegung des von Henle, Du Bois-Reymond und Helmholtz in der Erkenntnisfrage eingenommenen Standpunktes**, begründen. In überzeugender Weise wird auf Grundlage der Darwinistischen naturwissenschaftlichen Schule **Denken und Empfinden als eine rein physiologische Funktion erklärt**, beziehentlich ersteres auf letzteres zurückgeführt.

Die Schrift zieht eines der verwickeltsten und hochbedeutsamsten Probleme in Betrachtung und wird nicht verfehlen, in **Gelehrtenkreisen lebhafte Sensation hervorzurufen**.

Für meine Freunde.

Lebens-Erinnerungen

von

Jac. Moleschott.

Hocheleg. ausgestattet, mit Porträt Moleschotts in Heliogravure.

80. 21 Bogen. Preis brosch. M. 6.50, in gediegenem Halbfiranzband M. 8.—.

Wer einen Blick in den reich verschlungenen Lebensgang des berühmten Forschers gewinnen, wer einen durch die Wissenschaft so hervorragend veredelten Charakter näher kennen lernen möchte, dem empfehlen wir seine „**Lebenserinnerungen**“.

In seinen wissenschaftlichen Arbeiten zeigt Moleschott seinen Lesern nur die ernste strenge Miene des Denkers. In den „Lebens-Erinnerungen“ schliesst er uns sein innerstes Herz auf und gewährt uns tiefe Blicke in sein Seelenleben: was er denkt, was er glaubt und was er hofft; wie er leibt, lebt und liebt, aber nirgends eine Spur von Hass. In seiner Herzensmilde geht er sogar soweit, dass er für harte Worte, die vor vielen Jahren in der Hitze des wissenschaftlichen Gefechtes gegen andere fielen, förmlich Abbitte leistet.

„Wenn ich heute schriebe“, sagt Moleschott in seinen Lebenserinnerungen, wo er eine in jüngeren Jahren von ihm verfasste Flugschrift bespricht, — „wenn ich heute schriebe, würde ich mit den Personen höflicher und glimpflicher umgehen, als ich es damals gethan. Ich gehöre zu denjenigen, die, im Leben fortschreitend, darnach streben, das Leisten der Menschen anerkennend aufzufassen, sie von der besten Seite anzusehen, sie nicht schlecht zu machen. . . . Sollte ich gegen Einzelne härter gewesen sein, so stehe ich nicht an, desshalb demüthig um Verzeihung zu bitten. . . .“

Hessens Fürstenfrauen

von der heiligen Elisabeth bis zur Gegenwart

in ihrem Leben und Wirken dargestellt von

Alfred Börckel,

Bibliothekar an der Mainzer Stadtbibliothek.

Die Widmung des Werkes ist von Ihrer Königlichen Hoheit der Grossherzogin Viktoria Melita, Gemahlin Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein, huldvollst angenommen worden.

Mit 16 Porträts und zahlreichen Vignetten.

Gross-Oktav-Format. XII und 152 Seiten. Preis geheftet Mk. 3, gebunden Mk. 4.

Fürsten-Ausgabe, Folio-Format, mit 16 Original-Photographien, in Gold-, Rot- und Schwarzdruck, in Prachtband Mk. 20.

Inhalts-Verzeichnis:

Die Landgräfinnen:

Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen.

Von der heiligen Elisabeth bis zu Christine von Sachsen.

Christine von Sachsen, Gemahlin Philipps des Grossmütigen und Margareta von der Saal, die „linke Landgräfin“.

Magdalena von der Lippe, erste Gemahlin Georgs I., Eleonore von Württemberg, zweite Gemahlin Georgs I.

Magdalena von Brandenburg, Gemahlin Ludwigs V.

Sophie Eleonore von Sachsen, Gemahlin Georgs II.

Maria Elisabeth von Holstein-Gottorp, erste Gemahlin Ludwigs VI.

Elisabeth Dorothea von Sachsen-Gotha, zweite Gemahlin Ludwigs VI. und Regentin.

Dorothea Charlotte von Brandenburg-Anspach, Gemahlin Ernst Ludwigs. Charlotte Christine von Hanau-Lichtenberg, Gemahlin Ludwigs VIII.

Karoline Henriette von Pfalz-Zweibrücken, die grosse Landgräfin, Gemahlin Ludwigs IX.

Die Grossherzoginnen:

Luise Karoline von Hessen-Darmstadt, Gemahlin Ludwigs (X.) I.

Wilhelmine Luise von Baden, Gemahlin Ludwigs II.

Mathilde Karoline von Bayern, Gemahlin Ludwigs III.

Alice von Grossbritannien und Irland, Gemahlin Ludwigs IV.

Viktoria Melita von Sachsen-Koburg und Gotha, Gemahlin Ernst Ludwigs.

Auf dieses inhaltlich, wie künstlerisch gleich ausgezeichnete, hochinteressante Werk werden alle Freunde der hessischen Stammesgeschichte, wie die Verehrer des hessischen Fürstenhauses besonders aufmerksam gemacht.

Im Verlage von

Carl Reissner in Dresden und Leipzig

ist erschienen

Deutsche Dichter
in ihren Beziehungen zur Musik
von
Alfred Bock.

Preis: geheftet Mk. 1.50, elegant gebunden Mk. 2.25.

Ueber dieses Buch äussert sich die Kritik:

Ein eigenartiges, gehaltvolles, hochinteressantes Buch, dessen Inhalt mehr als ein historisches Interesse besitzt. Der Verfasser, der seinen Stoff mit freiestem Ueberblick beherrscht, hat in seinen Charakteristiken nicht nur ungemein lebensvolle, fesselnde Schilderungen, sondern auch vollwertige Beiträge zur Lebensgeschichte unserer grossen Dichter und zur Geschichte des deutschen Geistes überhaupt gegeben

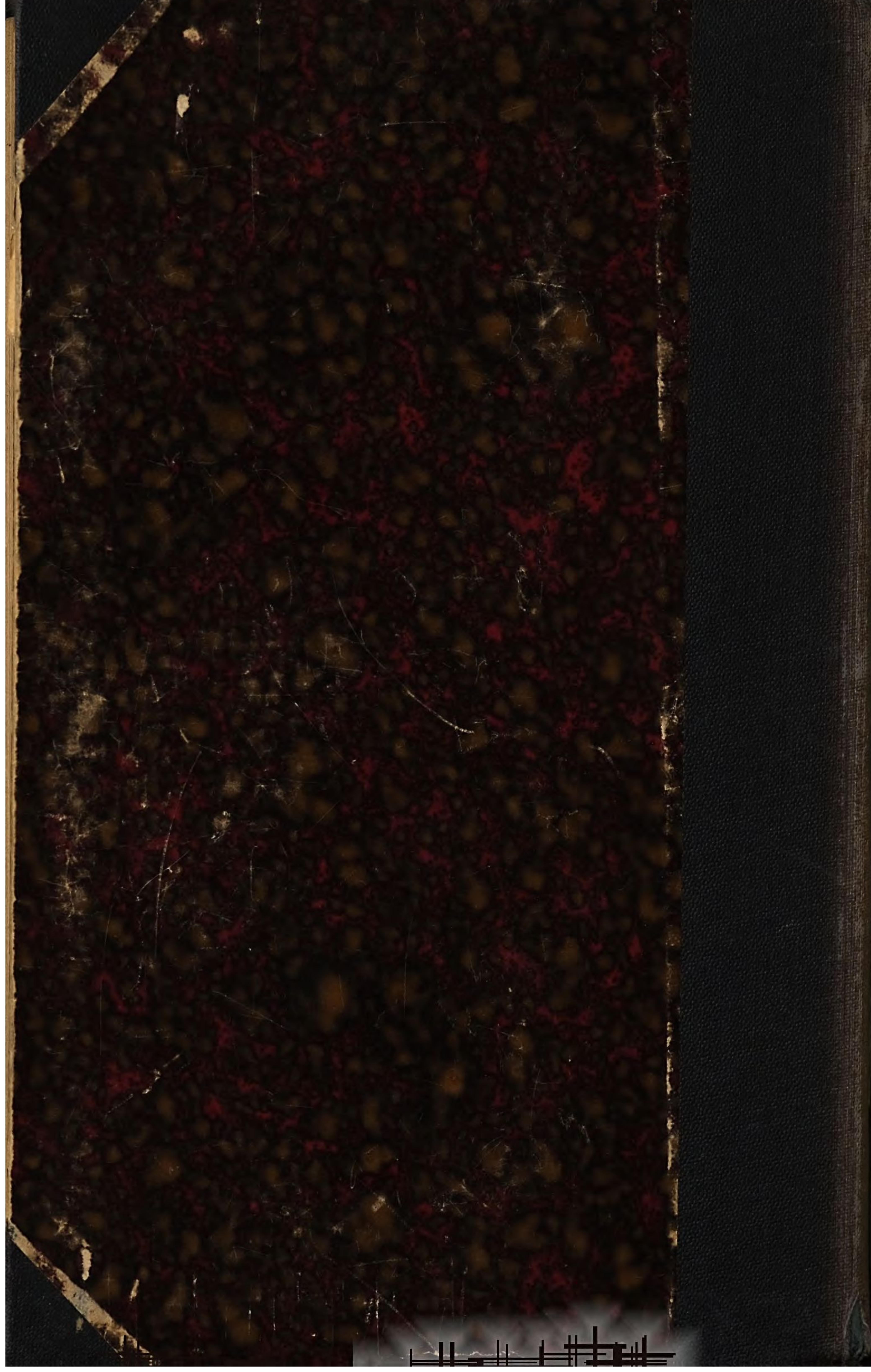
Hamburger Nachrichten.

Der Verfasser ist ein begeisterter Wagnerianer, was ihn aber keineswegs zu einer einseitigen Kritik veranlasst. Seine Hoffnung wird sich erfüllen, „dem Kunstliebhaber eine willkommene Anregung, dem Fachmann nützliche Fingerzeige geben zu können“.

Universum.

Das Buch bietet eine Fülle von Einblicken und Eindrücken, die selbst den Kenner unserer klassischen Literatur überraschen wird. Wir können das Buch von Alfred Bock allen Freunden der Musik und Literatur bestens empfehlen, da es auch äusserlich sich vortrefflich repräsentirt.

Berliner Börsencourier.



Bock, Alfred,

Aus einer kleinen Universitätsstadt kulturgeschichtliche Bilder

Giessen 1896

H.lit.p. 61 oy

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11809912-3